

Hans Schwarz

Kampf
um
Helvetien

Erschienen 1945 im „Schwarz auf weiss“ Verlag, Köniz

Nichtkommerzielle Neuauflage Juni 2006

im Eigenverlag Daniel Bernasconi-Schwarz, CH-3098 Köniz

Im Internet zur Verfügung gestellt mit der freundlichen Genehmigung
von Frau Ruth Müller-Schwarz, Köniz, Tochter von Hans Schwarz

Alle Rechte bleiben bei den Erben.

Gestattet ist alleine der Ausdruck zum privaten Lesegebrauch.

Ausdrücklich ausgeschlossen von der Nutzung ist jede Verbreitung und/oder Aufarbeitung
kommerzieller Natur (i. B. Print-, Ton- und Filmmedien).

Dies gilt für das Gesamtwerk, wie auch für Ausschnitte davon.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur Neuauflage 2006	4
Vorwort zur Ausgabe von 1945	5
Vorwort zur Ausgabe von 1957	6
Vor dem Sturm – Briefwechsel mit einem Nazi	7
Quand-même!	16
Munition ins Dorf!	18
Unsere Thermopylen	20
Unsere Sirovys	23
Brief an einen Lätzberichteten	26
Über 15'000 Basler	28
Mahnung der Vergangenheit	29
Juli 1940	34
Am Vorabend der grossen Wende	37
Lidice	39
Sokol	41
Tabor	42
Tobruk	43
Die Flüchtlinge	44
Ballast im Rettungsboot	48
Die Deportationen	50
Einem grossen Eidgenossen zum Gedenken	52
Soll und Haben – Seilziehen mit einem Arrivierten	53
Geplänkel hinter der Linie –	
Der Schörrisender und wir Hirtenknaben	59

Vorwort zur Neuauflage 2006

Liebe Leserin, lieber Leser

Der Inhalt vom „Kampf um Helvetien“ macht in der heutigen Zeit und mit der heutigen eidgenössischen Politik ein paar Erläuterungen nötig. Wie im folgenden Vorwort des Autors zu lesen, muss die Zeit als der Inhalt verfasst worden war, berücksichtigt werden. Europa stand am Abgrund und politischer Fanatismus hüben wie drüben hatte das Sagen. Die folgenden Texte können keinesfalls in die heutige Zeit übertragen werden. Heute da guteidgenössische Kompromisspolitik leider der Vergangenheit angehört, wo Parteien vor allem die Interessen ihrer Gönner vertreten statt diejenigen der Bürgerinnen und Bürger ihres Landes, wo Gruppierungen wie AUNS und andere den Umgangston vergiften, könnten die Texte des Autors leicht missverstanden und als patriotisch im falschen Sinne verstanden werden. Genau das sind sie aber nicht. Der Autor war ein aufrechter und ehrlicher Patriot in grausamen und schweren Zeiten. Er war ein standhafter Verfechter der Demokratie und der Freiheit. Er wehrte sich gegen Extremismus in jeder Form. Wer die Texte genau liest, kann darin erkennen, dass er sogar auf ein geeintes Europa hoffte. Billiger Patriotismus, nationalistisch angehaucht noch dazu, wie er von gewissen Kreisen heute propagiert wird, wäre ganz sicher die Sache von Hans Schwarz nicht gewesen.

Köniz, im Juni 2006

Daniel Bernasconi-Schwarz

(Enkel des Autors)

Vorwort zur Ausgabe von 1945

Liebe Miteidgenossen, Männer und Frauen Helvetiens,
Bürger des schönsten Landes der Erde

Wenn ich diese kleine Druckschrift euch und unsern Kindern übergebe als Dokument aus den schwersten Tagen unseres Vaterlandes, geschieht es wahrlich nicht aus Eigendünkel oder Selbstgefälligkeit. Ich bin nur als einfacher Bürger aus dem grossen Haufen vorgetreten und habe mich unberufen zum Wortführer all jener Miteidgenossen und Stauffacherinnen gemacht, die wirklich entschlossen und zu jeder Stunde bereit waren, bis zum viel zitierten «letzten Blutstropfen» zu kämpfen, wie jene Männer von St. Jakob an der Birs, die wider Befehl von oben dem Feind entgegentraten, wie jene Unberufenen am Morgarten, die wider Befehl die Steinlawinen bauten und niedergehen liessen, die das sieggewohnte Ritterheer des österreichischen Adels zerschmetterten. Der Sturm ist an unsern Gauen vorübergebraust und wie ein Wunder mutete es uns an, dass wir frei blieben und frei unsere Blicke heben dürfen hinauf zum Abendglühen unserer freien, ewigen Berge. Zu diesen Bergen, die uns Schutz boten wider die schrecklichste Tyrannei aller Zeiten, zu diesen Bergen, die so hoch und stolz und erhaben über den Nichtigkeiten des Alltags thronen. Wenn ihr aber diese Artikel und Briefe lest, dann bedenkt die Zeit, in der sie geschrieben wurden. Dann bedenkt, dass wir dafür keinen Dank ernteten, dass wir verdächtigt und verleumdet und von denen gemieden wurden, die unser herrliches Helvetien bereits innerlich aufgegeben hatten, dass unsere kleine, tapfere «Schweizer Zeitung am Sonntag» verboten, die «Nation» immer wieder verwarnt, unter Vorzensur gestellt und beschlagnahmt wurde, dass uns die Zensur im Nacken sass und die Bundespolizei vier Mann hoch vor unser Haus rückte, dass wir Drohbriefe erhielten über den andern Tag und dass wir mit jedem einzelnen dieser Briefe unser Todesurteil unterschrieben für den Fall der jederzeit möglichen Invasion. Wir nehmen daraus kein besonderes Verdienst in Anspruch, wir haben nur unsere Pflicht getan, wie jeder einfache Soldat. Sollte aber einst eine neue Gewitterwand aufsteigen rings um unser Helvetien, dann lehnt euch an die granitenen Felsen unserer Berge und wankt und weicht nicht.

Köniz, November 1945

Hans Schwarz

Vorwort zur Neu-Auflage 1957

Was wir voraussagten vor neunzehn langen Jahren, ist eingetroffen. Das Nazi-Tyrannenreich des dummen Trommlers von Berchtesgaden-Braunau ging in Schimpf und Schande unter. Die Welt hoffte auf eine Demokratisierung und Wandlung im finstern Reich der Sowjets und auf den verheissenen Frieden der tausend Jahre, welch schreckliche Enttäuschung! In diesen Tagen, da Ungarn in heroischem Kampf wider seine Bedrücker steht, vom Westen feige preisgegeben und vom mächtigen Amerika schmachvoll verraten, wagen wir eine zuversichtliche Voraussage: Auch das Schreckensregime der Imperialkommunisten wird in den Orkus stürzen mit Fluch und Verachtung beladen für alle Zeiten. Ungarn wird frei werden und das stolzeste aller Völker sein! Alle Staaten und Nationen werden frei sein für immer! Vielleicht ist der blutige Weg bis dahin noch weit, vielleicht ist er kürzer, als wir zu hoffen wagen. Die Völker Europas werden sich zusammenschliessen und die Nationen des Erdrundes und das verheissene Tausendjährige Reich des Friedens wird aus Blut und Tränen und Trümmern aufsteigen wie das helle Licht eines strahlenden Morgens. Und wir alle werden diese leuchtende Morgenröte der Freiheit noch erleben.

Köniz, Weihnachten-Neujahr 1956/57.

Hans Schwarz

Vor dem Sturm

Veröffentlicht in der «Schweizer Zeitung am Sonntag» vom 15. Januar 1939.

Briefwechsel mit einem Nazi.

«Wer uns angreift, erhebt sich nicht wieder! »

... am Starnbergersee, 20.10. 38.

Sehr geehrter Herr!

Ich trage Ihnen gewiss nicht nach, dass Sie sich zur Demokratie bekennen. Das ist Privatsache und eine ureigenste Angelegenheit der Menschen. Was wir aber in den letzten Wochen erlebt haben, spricht — und zwar alles! — gegen die von ihnen gegebene Schilderung der Verhältnisse in der CSR. Die Tschechen haben die Deutschen in der übelsten Weise verfolgt und gequält. Dutzende von Toten sind das Ergebnis dieser Demokratie, die ihren Minderheiten das Leben zur Hölle gemacht hat. Die von den Tschechen begangenen Scheusslichkeiten an armen Volksgenossen sind die Schande dieses unehrenhaften Volkes, von dem sich jetzt Millionen, die nie zu diesen Untermenschen gehören wollten, losgesagt haben. Und zwar nicht nur das deutsche Element, was Sie ja auch genau wissen! Hab und Gut haben die Tschechen den Sudetendeutschen gestohlen wie gemeine Diebe. Wenn man so gewisse Zeitungen der Schweiz liest — ich habe dazu Gelegenheit! — kann man sich ja des Eindruckes nicht erwehren, als ob den Schweizern die friedliche Lösung dieses Problems unangenehm sei. Solche Zeitungen sind übler als andere Kriegshetzer. Mir ist es ein Rätsel, wie so etwas in der demokratischen Schweiz geduldet wird. Gerade in der deutschsprachigen Schweiz ist die feindselige Stimmung gegen unser Volk gross. Nichts hat Deutschland Ihrem Land genommen, nichts Ihrem Volk getan. Warum also diese minderwertigen Gefühle? Nur darum, weil Deutschland wieder stark geworden ist und sich eben einfach nichts mehr gefallen lässt? Wir wollen keinen Krieg, niemand bei uns will ihn. Wir wollen nur unser Recht, das uns als Grossmacht zusteht. Wir sind Nationalsozialisten, haben eine Volksgemeinschaft und lieben den Frieden. Die Demokraten sollten das gleiche tun und anstreben! Es ist aber eine Gemeinheit, wenn demokratische Länder gerade das Gegenteil von dem tun, zu was sie ihr demokratisches Denken verpflichtet! Wir haben eine starke Führung und wir haben Ruhe im Land. In demokratischen Ländern regiert der Parteienhass und damit der Unfriede. Es komme mir niemand und behaupte, dass in demokratischen Ländern das Recht regiere. Es ist einfach nicht wahr. Zu jedem Unrecht war man bislang bereit, wenn es gegen unser Volk ging! Wir müssen uns daher gegen die verlogene Moral der Demokratien schützen und haben das mit deutscher Gründlichkeit auch getan. Der Welt wird für alle Zeit die Lust vergehen, uns anzugreifen. Wer uns angreift, erhebt sich nicht wieder. Das demokratische Beispiel von Versailles hat uns das

Gesicht der Demokratien seinerzeit gezeigt, gegen ein solches Banditentum untermenschlicher Gesinnung sind wir in Zukunft gefeit. Die demokratische Verlogenheit haben wir erkannt, die Demokratie wird an ihrer grossen Lüge sterben! Heil Hitler!

*

Die Antwort aus der Schweiz

Köniz, am 21. Oktober 1938.

Sehr geehrter Herr!

Als ich heute Ihr Schreiben erhielt, überlegte ich mir: soll ich antworten, soll ich schweigen? Doch wir haben auf unserer Seite, auf Seite der Demokraten, auf Seite der kleinen Staaten schon soviel Terrain verloren durch Schweigen und Nachgeben, dass es nachgerade hoch an der Zeit ist, ein gut altdeutsches Sprichwort zum Gerümpel zu schieben. Heute ist nicht mehr Schweigen Gold, sondern Reden, viel Reden, mit Kraft und Schlagworten und staatlich organisiertem Beifall und beigelegter Claque. Also schreibe ich Ihnen, was ich Ihnen sehr gerne Auge in Auge sagen würde, irgendwo droben in den schönen bayrischen Alpen, wenn der harsche Wind frei und ungebunden über die Höhen streift, der Wind, der nicht einmal Grenzen kennt zwischen den Menschen, geschweige denn so herrlich konstruierte Unterschiede von Ariern und Nichtariern, der Wind, der Übermenschen und Untermenschen genau gleich scharf um die Nase streicht und der also irgendwie international sein muss und doch verwunderlicherweise noch überall frei herumstreift, trotz Kerkern und Konzentrationslagern. Es bleibt mir lediglich noch übrig, zu Ihren Klagen über die nach Ihrem Befinden einseitige und dem Deutschen Reich abträgliche Parteinahme des überwiegenden Teiles des Schweizervolkes Stellung zunehmen. Da ich mich nicht der Illusion hingeebe, Sie von der Richtigkeit meiner Darlegungen zu überzeugen, kann ich mich kurz fassen:

Wir demokratischen Schweizer missgönnen dem Deutschen Reich keinen seiner unbestreitbaren Erfolge. Kein Schweizer hat dabei gesessen, als jener «Friede» von Versailles zusammengeschustert wurde. Wir widersetzen uns aber jener Mentalität, die aus gewissen Atlanten und Schulkarten erkennbar wird und aus einem gewissen Programm, das kündigt, dass alles, was deutscher Zunge sei, früher oder später zum Deutschen Reich kommen müsse. Wir haben uns in einem blutigen und siegreichen Krieg vor sechshundertfünfzig Jahren aus eigenem Willen von Deutschland getrennt, wir leben unser staatliches Eigenleben und wir werden lieber kämpfend bis zum letzten Mann untergehen, als «heimkehren ins Reich»!

Sie haben die Sudetendeutschen «heimgeholt» und ich will aus eigener Wahrnehmung zugeben, dass eine beträchtliche Mehrheit dort zum Deutschen Reich wollte.

Wo aber bleibt gute altdeutsche Ritterlichkeit gegenüber dem überwundenen Gegner? Schmachtet nicht Herr von Schuschnigg, der seinen Truppen Befehl gab, nicht auf die deutschen Brüder zu schießen, trotzdem im Gefängnis und Ihr Reich schickt sich an, der Welt einmal mehr recht anschaulich vor Augen zu führen, wie es Unterwürfigkeit belohnt?

Warum duldet Ihr Führer noch die Kulturschande der Konzentrationslager? Warum läßt er sich und dem deutschen Volk einen unter der Oberfläche schwelenden universellen Hass auf wegen der Misshandlung seiner Gegner von gestern, die ihm doch weiss Gott nicht mehr schaden können, auch wenn man ein bisschen Grossmut walten liesse und sie nach jahrelanger Kerkerhaft ihren Familien zurückgäbe? Wäre Deutschland nicht erst dann wahrhaft gross und würde es nicht mit einem Schlage die Sympathien der ganzen Welt gewinnen — unsere Sympathien vorab —, wenn Ihr Führer verkünden würde: Die Konzentrationslager werden aufgehoben. Das Dritte Reich ist fest gefügt, es kann Grossmut üben an seinen Feinden.

Dies sind nur einige Gründe unserer Einstellung. Dazu kommt eine gewisse Grossschnauzigkeit vieler Deutscher, eine Überheblichkeit, die — leider — auch aus Ihrem Brief spricht, wenn Sie schreiben: «Wer uns angreift, erhebt sich nie wieder». Niemand denkt daran, Deutschland anzugreifen. Aber diese dumme Überheblichkeit, diese Missachtung aller andern hat Sie in den Spiegelsaal von Versailles geführt. Man hat in Deutschland anscheinend wieder vergessen, dass auch die andern schießen können, dass auch andere Soldaten tapfer sein können und dass vielleicht nicht noch einmal in letzter Minute ein alter Mann den Kriegsbrand austritt und grenzenloses Elend — auch für Ihr Volk und Land — verhindert.

Womit ich mit dem Wunsche verbleibe, es möge einst der Tag wiederkehren, wo auch wir demokratischen Schweizer am grossen Deutschen Reich nichts mehr auszusetzen haben werden, sondern alte, gutnachbarliche Beziehungen wieder aufnehmen können.

Hans Schwarz

*

Lob des Terrors

... am Starnbergersee, 26.10. 38.

Sehr geehrter Herr!

Es ist richtig gewesen, dass Sie mir geantwortet haben. Ich nehme Ihnen nicht übel, deutlich geantwortet zu haben, das ist gut so! Ein offenes Wort schätze ich. Konzentrationslager? Sie sind gut und es ist notwendig gewesen, Unruhestifter dorthin zu bringen. Seitdem hat unser

Volk Ruhe! Wir hatten den berüchtigten Dimitroff (sic!) — im Leipziger Reichstagsbrand-Prozess! — 1933 in unseren Händen. Unsere Regierung hat ihn, weil man ihm nicht ausreichend seine Mitschuld nachweisen konnte, wieder laufen lassen. Dieser Erzbolschewist hat seitdem die Welt in Unruhe gehalten und Tausende sind seiner Umtriebe wegen getötet worden in vielen Ländern, wo Moskau durch ihn die Brandfackel hinwerfen liess. Was wäre besser gewesen? Seien Sie offen: das Konzentrationslager!

Schuschnigg? Er war ein Verräter am Deutschtum. Er hat ein unserm Führer gegebenes Ehrenwort kurz darauf gebrochen. Er hat Tausende von guten Deutschen in elenden Anhaltelagern — bei uns nennt man das ehrlich Konzentrationslager! — gemartert, er hat Deutsche, die sich gegen den Verrat stemmten — hängen lassen. Sie sind Offizier. Ich bin ein Kriegsteilnehmer von 1914/18. Wer sein Ehrenwort bricht, ist ein Schuft — auch in der Schweiz! Schuschnigg erfreut sich übrigens allergrösster Bewegungsfreiheit, er ist lediglich bewacht und kann nicht ins Ausland. Das ist richtig, denn dort leben solche Elemente dem Gastland zur Last und sind erfahrungsgemäss nur Greuelfabrikanten. Unser Führer hätte sehr wohl das Recht besessen, diesen Herrn Schuschnigg aufhängen zu lassen. Er hat ihn leben lassen!

Gewiss, Soldaten anderer Völker sind auch tapfer. Aber gegen den deutschen Soldaten von heute kommt kein anderer mehr an und das wussten gerade die Demokratien sehr gut in den letzten Wochen. Das werden Sie nicht verstehen, das können Sie auch nicht wissen, aber wir wissen es! Einer muss der beste Soldat der Welt sein, uns hat das Schicksal dazu erzogen. Wir wissen, dass die andern auch schiessen können. Aber wir wissen auch, dass den andern dazu die Lust gründlich verdorben werden muss! Heil Hitler!

*

Die Antwort aus der Schweiz

Dimitroff taucht auf!

Köniz, den 31. Oktober 1936

Sehr geehrter Herr!

Ich möchte Ihren Brief nicht unerwidert lassen, ist er doch ein Schulbeispiel dafür, wie sehr eine immergleiche Propaganda auch bei sonst rechtlich denkenden Menschen eine Mentalität zu schaffen vermag, die allen Errungenschaften einer seit Jahrhunderten nach Recht strebenden Menschheit den lapidaren Grundsatz gegenüberstellt: «Recht ist, was uns nützt, Unrecht, was uns schadet.» Sagen Sie mir nun mal offen und ehrlich, wohinaus kutschiert unsere Zivilisation, wenn auch die andern Völker mit dem genau gleichen Recht diese wirklich einfachste Formel sich zu eigen machen? In eine Zeit des Interregnums, wie sie das mittelalterliche Deutschland als die schlimmste Epoche der deutschen Geschichte

verzeichnet, zum Faustrecht, zum Krieg, zur allgemeinen Vernichtung und zum Untergang der weissen Rasse.

Die Konzentrationslager. Nach Ihrer Ansicht sind sie gut und notwendig. Nach unserer Ansicht und nach dem Urteil aller Kulturnationen sind sie eine Schande des zwanzigsten Jahrhunderts und eines grossen Volkes unwürdig. Ein wirklicher Rechtsstaat, kennt nur das ordentliche Verfahren vor dem Richter. Die Einkerkierung von Zehntausenden ohne Richterspruch, ohne Gelegenheit der Rechtfertigung kann man im bolschewistischen Russland verstehen, weil das Blutregime dort sonst bald hinweggefegt wäre. Hat es das Dritte Reich wirklich nötig, sich auf eine genau gleiche Rechtsstufe zu stellen? Dann gibt es dafür nur eine einzige Erklärung: auch Ihr System ist innerlich hohl und unwahr.

Dimitroff. Wir in unserer kleinen Demokratie haben zu einer Zeit, da die rote Fahne in Deutschland grosse Mode war, mit Unerschrockenheit und kompromisslos gegen den Kommunismus gekämpft. Ich war als junger Leutnant dabei — November 1918 —, als wir hier die Sowjetgesandtschaft kurzerhand zusammenpackten und — Dragoner mit gezogenem Säbel beidseitig — in den Zug nach Moskau verfrachteten. Die Schweiz ist meines Wissens der einzige Staat, der mit den Sowjets keine diplomatischen Beziehungen unterhält. Das Dritte Reich, das immerhin im roten Kreml einen altadeligen Grafen akkreditiert hat, nimmt sich aber heraus, auch uns als bolschewistisch verseucht hinzustellen. Ist das deutsche Ehrlichkeit? Gerade weil wir die harten Konsequenzen aus unserer Abneigung gegen die Sowjets zogen, Sie aber nur so tun als ob, haben wir das Recht, festzustellen: Jener Dimitroff war wenigstens ein ganzer Mann! Er hat sich vor Ihrem Leipziger Staatsgerichtshof geschlagen wie ein Held der Antike. Wer das abstreitet, aberkennt einem tapferen Gegner die schuldige Anerkennung und besudelt sich selbst. Das Deutsche Reich hat gut daran getan, einen gerechten Spruch gerechter Richter auszuführen.

Herr von Schuschnigg. Er war der Regierungschef eines souveränen Staates. Ihr Reich besitzt keinen einzigen vor der Welt gültigen Rechtstitel, diesen feinen und geistig hoch stehenden Mann vor die Schranken zu fordern. Ausserhalb Deutschlands glaubt kein Mensch die Ungeheuerlichkeiten, die man ihm andichtet. Die Dollfuss Mörder wurden nach Recht und Gesetz von einem ordentlichen Gericht abgeurteilt und erlitten die Strafe, die ein vorher allgemein bekanntes Gesetz festlegte. Wenn das Dritte Reich sich anschickt, der Welt einen Monsterprozess vorzusetzen, indem es den ehemaligen Schützling Mussolinis auf Grund von nachträglich konstruierten Gesetzen aburteilt, so werden vor dem Universum ganz andere Leute auf der Anklagebank sitzen als dieser bedauernswerte Österreicher.

Über den Wert des deutschen Soldaten zu streiten, erübrigt sich. Wenn Sie schreiben, das Schicksal habe Sie dazu erzogen, die besten Soldaten der Welt zu sein, so ist lediglich daran zu erinnern, dass dies auch der Duce von seinen Schwarzhemden behauptet, und die Japs gar, der Schrecken ihres frühern Kriegsherrn und Kaisers, würden mit Ihnen schon gar nicht einig gehen. Nur die Engländer sind bescheiden, sie sagen, der beste Soldat der Welt sei der Franzose. Ob es Ihnen gelingen wird, den andern die Lust zum Schiessen gründlich zu verderben, werden wir ja sehen.

Sie können aus Vorstehendem folgern, sehr geehrter Herr, wie unfruchtbar unsere Unterhaltung sein müsste und wir beide haben sicherlich unsere Zeit besser zu nutzen. Nur auf einem Gebiet würden wir uns sicher finden, würden unsere Ansichten restlos übereinstimmen, ich entnehme das aus den mir gütigst zugestellten Nummern Ihrer Zeitschrift — auf dem Gebiete des Tierschutzes. Wer Schirmer ist der stummen Kreatur, sollte aber auch für das Höchste eintreten, für die unveräusserlichen Menschenrechte. Wir in der Schweiz tun es. «Und flöhe die Freiheit aus dieser Welt, wir wollen ihr bauen ein sicheres Zelt, auf unsern ewigen Bergen.» Damit entbiete ich Ihnen meine besten Grüsse.

Hans Schwarz

*

Die Wirkung der Pogrome

Köniz, am 12. November 1938.

Mein lieber Herr!

Wie schrieben Sie mir doch unterm 20. Oktober letztthin? «Wir haben eine starke Führung und wir haben Ruhe im Land!» Was sich aber letzter Tage in Ihrem viel gerühmten «Ordnungsstaat» unter Duldung Ihrer «starken Führung» ereignete — dies allerdings wäre auch in der lausigsten Demokratie nicht möglich.

Wenn ich Ihnen in der Anlage einige Zeitungsausschnitte übersende, denen Sie entnehmen können, wie man in der Welt draussen über Ihr Land urteilt, so deshalb, weil ich der Meinung bin, jeder Aussenstehende sollte es sich zur Pflicht machen, das deutsche Volk nach Möglichkeit aufzuklären. Wer es mit Ihrem Volke gut meint, vermag einfach immer noch nicht zu glauben, dass es sich in seiner Mehrzahl mit derart verächtlichem Banditentum solidarisiere!

Ist das nun die viel gerühmte deutsche Tapferkeit: Über eine kleine, längst entrechtete, vorsorglich vorher entwaffnete Minderheit herzufallen? Hundert gegen einen! Pfui Teufel! Welch erbärmliche Feiglinge! Wohin ist das Volk des Grossen Fritz unter dieser Führung geraten! Ich komme eben aus England zurück und habe auch noch einen Tag im schönen Frankreich verbracht. Ihr Volk würde sich entsetzen, wenn es ahnen könnte, wie man in der Welt draussen von ihm spricht. Einige tausend Gangster haben 80 Millionen sicher im Grunde ihrer Seele anständigen Deutschen die Ehre gestohlen!

Doch was nützt dies alles, bei Ihnen ist wieder das grössenwahnsinnige Wort im Kurs: Mögen sie uns hassen, wenn sie uns nur fürchten! Nun, ich kann Ihnen versichern: Was man für Ihre Rowdies empfindet, das ist nicht Hass — das ist schlimmer — das ist Verachtung aus tiefster Seele. Und wenn man verachtet, fürchtet man nicht!

Hans Schwarz

«Deutsche würden Ihnen ein paar runterhauen!»

... am Starnbergersee, 15.11.1938

Sehr geehrter Herr!

Es kostet mich dieses Mal grosse Überwindung, auf Ihren Brief vom 12. d. M. überhaupt zu antworten. Er ist nach meiner Überzeugung auch unwürdig eines Offiziers «im freien Schweizerland». In Deutschland würde sich jeder Offizier weigern, einen derartigen Brief zu schreiben. Und ich kann Ihnen nur versichern, dass unser von Ihnen zitierte grosse Soldatenkönig niemals in seine Armee einen Offizier aufgenommen haben würde, dessen Ehrbegriff so verwahrlost und so grenzenlos verlottert gewesen wäre wie der Ihre! Ihr Brief beweist mir nur, dass in demokratischen Ländern selbst der Offizier charakterlos werden kann. Sie sind mutig genug, mir Ausschnitte von Auslandszeitungen über Deutschland zu schicken und darauf stolz zu sein, das Gedankengut jüdischer Unterwelt zu verbreiten. Jeder Deutsche würde Ihnen ein paar herunterhauen, wenn Sie etwas mehr Mut aufbringen könnten und versuchen wollten, derartige Exkremamente auf deutschem Boden zur Verteilung zu bringen. Wir fallen auf das alles nicht mehr herein, wir kennen die Hintermänner und wir wissen, was die «andere Welt» mit uns vor hat. Und weil wir das wissen, sind wir ein «Volk am Gewehr»!

Über unsere gestohlenen Kolonien unterhalten wir uns mit Schweizern im Allgemeinen überhaupt nicht, weil Leuten Ihrer Art das Verständnis dafür, ob der rechtmässige Besitzer einer Sache sein Eigentum den ihm bekannten Dieben wieder abnehmen darf, völlig fehlt. Bei uns besteht darüber vollste Klarheit und Sie werden das deutsche Volk nicht abhalten können, auch hier seine Rechte zu wahren. Schweizer Offiziere pflegen hinter dem warmen Ofen zu sterben seit Generationen. Deutsche Offiziere verstehen sich auf etwas anderes und haben es zu allen Zeiten verstanden, anständig zu sterben. Jeder deutsche Soldat ist dazu bereit. Es ist zwecklos, mich mit Ihnen darüber zu unterhalten, warum das so sein muss. Ihnen fehlt — das beweist mir Ihr Brief! — jene Patina am Erz des Lebens, die einen Offizier auszeichnet und vor jenen Stoffwechselkrankheiten schützt, die ihn zum Demokraten degenerieren lassen. Das ist meine Antwort an Sie, der es gewagt hat, meinen Führer einen Gangster zu nennen. Mit Offizieren Ihrer Prägung kreuzen wir die Klinge nicht. Und im Übrigen kann ich Ihnen in Bezug auf die Beendigung Ihres Schreibens an mich nur etwas sagen: Selbst die Kameruner Neger haben unter deutscher Betreuung gelernt, ihre Briefe mit irgendeiner Höflichkeitsformel zu beenden. Sie nicht. Heil Hitler!

Köniz, den 19. November 1938

Herr... !

Na also — die Nerven verloren? Trösten Sie sich. Dies kann dem gerissensten Anwalt passieren, wenn er eine vor aller Welt offen daliegende Schweinerei verteidigen muss!

Auf sachliche Vorhalte, die sie nicht einmal zu widerlegen den Versuch wagen, antworten Sie mit Unflätigkeiten. Sie nehmen sich heraus, in mir das schweizerische Offizierskorps zu beschimpfen, wie Sie vordem das brave tschechoslowakische Volk beschimpften — sicher waren Sie gar nie in der Schweiz, so wenig wie Sie jemals in der Tschechoslowakei waren. Lassen Sie sich sagen: Der Grosse Fritz hielt sehr viel auf den schweizerischen Offizieren, zwei Meilen von meinem Haus weg liegt auf baumbestandenem Hügel das Grab des preussischen Generals und Berners Lentulus, der sein Flügeladjutant war. Schweizeroffiziere pflegen durchaus nicht immer hinter dem warmen Ofen zu sterben — im Weltkrieg sind 4800 Schweizer, darunter mehrere hundert Offiziere, gefallen, die Überzahl auf französischer, eine kleine Minderheit auf deutscher Seite. In Spanien fechten auf beiden Seiten Schweizer — bei den Regierungstruppen ein ganzes Bataillon und der Oberkommandierende, der es schliesslich besser wissen muss als der Herr am stillen Starnbergersee, hat vor drei Wochen vor aller Welt verkündigt, die verwegenen, tapfersten, kühnsten Soldaten seien die Schweizer! Na also! Wir waren immer Raufbolde, wenn es hart auf hart ging, und sind es geblieben, und wer es versuchen will, wird's zu seinem Schaden erleben.

Mit Räubern und Mordbrennern allerdings ist der Alte Fritz unsanft abgefahren, und wenn er heute nach seinem Reich wiederkäme, müssten die Regimentsprofosse Tag und Nacht arbeiten und die Fabrikanten von guten Hanfstricken hätten Nachtschichten einzulegen, um dem Bedarf gerecht zu werden. Wenn Sie sich dazu aufraffen, mir Ohrfeigen zu offerieren, so ist dies nur gut-nazische Prahlerei auf genügende Distanz. Ich bin durch vierzehn Staaten unseres Kontinents geritten, ich habe die Karpaten und die Steppen der Walachei und den Balkan im Winter durchquert und die Einöden Albaniens und des serbischen Karstes, ich messe sechseinhalb Schuh und hebe einen Zentner mit einer Hand, ich fechte leidlich gut, schiesse sehr gut, boxe nicht schlecht und war noch vor etlichen Jahren ein guter Schwinger und im Reiten fürchte ich keinen. Ich zähle alle diese nicht besonders grossen Verdienstlichkeiten auf, weil sie für einen gleichgeschalteten Verstand schliesslich die einzigen menschlichen Werte darstellen. Also sehen Sie, Herr... — mir eine runterzuhauen wird eine sehr kitzlige und verwegene Sache sein.

Wie steht es mit Ihnen? Bismarck, der immerhin ein guter und sicher ehrlicher Deutscher war und mit seinem harten Kopf unter Ihrem heutigen Regime längst in Dachau sässe, dieser Bismarck sagte, dass «nur sehr wenige Deutsche Zivilcourage besitzen». Noch etwas derber äusserte sich bekanntlich der grösste deutsche Feldherr aller Zeiten, Friedrich der Grosse; aber dies ist nun schliesslich schon ordentlich lange her. Sehn Sie,

Zivilcourage, das ist eben der richtige Mut des freien Mannes — bedauerlicherweise kann er in Diktaturstaaten nicht gedeihen. Das ist der Mut, der sich für seine Auffassung unter allen Umständen schlägt, gegen zehn, wenn es sein muss, gegen hundert, auch wenn es aussichtslos ist, gegen die Welt und wenn sie voller Teufel wäre. Das ist ein ungleich höherer Mut als der Hordenmut, den man jedem Zulukaffer eindringen kann. Der Hordenmut ist nichts anderes als mit Prahlerei getarnte Feigheit. Hundert gegen einen! Hundert Nazi voll bewaffnet gegen einen unbewehrten, schwachen Juden. Und nun — wenn Sie noch einen nicht gleichgeschalteten Rest eigener Überzeugung haben — werden Sie wohl inne werden, als wie feine Helden Ihre braunen Kirchenschänder vor dem Urteil der Welt und vor dem unbestechlichen Urteil der Geschichte stehen!

Da ich aus dem Munde deutscher Offiziere weiss, wie sie sich innerlich von jenen wutbesessenen neudeutschen Heiden distanzieren, fällt es mir gar nicht ein, sie mit diesen zu identifizieren.

Wenn Sie mir den Vorwurf machen, ich hätte mein letztes Schreiben ohne Höflichkeitsformel geschlossen, so muss ich Ihnen ganz zum Schluss noch sagen: Ihr «deutscher Gruss» ist für uns freie Bürger eines freien Landes keine Höflichkeitsformel, sondern eine Provokation. Wenn hier in der Schweiz einer «Heil Hitler» sagt, so bekommt er wirklich eine runtergehauen. Und das wird so bleiben für alle Zeiten. Also einigen wir uns auf eine neutrale Formel, auf einem Gebiet, auf dem wir uns einzig verstehen. Ich glaube, es ist am besten, wenn ich diesen wirklich letzten Brief an Sie beende mit der Versicherung meiner aufrichtigen Tierfreundlichkeit!

Hans Schwarz

Veröffentlicht in der «Schweizer Zeitung am Sonntag» vom 19. März 1939.

Quand-même!

In Belfort steht ein Denkmal, das seltsam ergreift. Eingemeisselt auf den mächtigen Sockel zwei Worte nur, zwei Worte, die alles sagen: Quand-même! Zwei Worte, die einem beispiellosen Zusammenbruch trotzen, zwei Worte, die auf die Frage nach dem Sein oder Nichtmehrsein einer grossen Nation die hochgemute Antwort geben: Quand-même — Trotzdem! Es ist das Monument einer geschlagenen Armee, einer stolzen Armee, einer tapferen Armee — der Armee des zweiten französischen Kaiserreiches von 1871. Eine hohe Frauengestalt, schildbewehrt, leicht zurückgeneigt — Frankreich — zu ihren Füßen ein toter Soldat, in ihrem Arm ein Schwerverletzter, blickt sie kalt und entschlossen dem Sturm entgegen, der ihre Locken zerzaust.

Quand-même! Wir rufen dies dem tapfern, kleinen Volk der Tschechen zu in seiner schwersten Stunde. Von der Welt preisgegeben, von seinen Verbündeten verraten, von seinen schwächlichen Politikern aufgeopfert, von seinen stammverwandten Brüdern in beispielloser Verblendung um einen Judaslohn verkauft, sinkt es hinab in Finsternis und schreckliche Nacht. Auf wie lange, wissen wir nicht.

Dreihundertneunzehn Jahre und vier Monate und genau eine Woche sind es her seit der Schlacht am Weissen Berg. Da versank das Reich der Böhmen nach einer glorreichen und heldenhaften Epoche in einer kurzen, grausamen Stunde. Viertausend Tschechen lagen erschlagen auf den Feldern, eine höllische Verfolgung und Unterjochung setzte ein, die Führer wurden dezimiert und die Blüte der Nation in düstere Kerker verschleppt. — Fünfzehn Generationen haben unter fremdem Joch den Traum der Freiheit geträumt. Sie senkten das Saatkorn ihrer Sehnsucht in die von fremden Hufen zerstampfte böhmische Erde; sie trotzten zäh und unbeirrbar dem Hass und der Verfolgung, um zu einer kurzen Auferstehung zu erwachen. Heute nun ist wieder die schreckliche Stunde da, und alle Dinge treiben in höllischem Winkel dem Abgrund zu, ohne Halt und ohne Hoffnung und ohne Erbarmen. Quand-même! Wie lange die Nacht dauern wird, die sich über die böhmischen und mährischen Lande senkt, wissen wir nicht. — Das aber wissen wir: sie wird nicht ewig dauern! Der Schrecken ist an der Tagesordnung. Wir fühlen einen Weltuntergang, dessen Donnern unter unsern Füßen dahinrollt und die Ordnung aller Dinge erschüttert. Doch — alles geht vorüber, auch das Schrecklichste. Und der Endsieg wird nicht bei denen stehen, die das alte Europa unter ihre asiatische Despotie beugen möchten!

Quand-même! Dies Wort gilt auch für uns. Es gilt für alle freien Völker, die über Nacht vom gleichen Schicksal bedroht werden können. Die Ereignisse dürfen uns nicht entmannen, der Schrecken soll uns nicht lahmen. Mit eisiger Ruhe wollen wir der Dinge harren, die da kommen mögen. Man soll es wissen: Bei uns gibt es nichts zu unterhandeln; wir werden

darüber wachen, dass unsere Regierungsmänner zu keinen auswärtigen Verhandlungen fahren; bei uns gibt es nichts zu holen als blutige Köpfe und vom ersten Grenzstein weg wird scharf geschossen. In die Schweizerische Eidgenossenschaft rückt keiner mit blumengeschmücktem Stahlhelm ein. Bei uns wird jedes Haus eine Festung, jede Gartenmauer ein Feuer speiender Wall, jede Hecke ein todbringender Halt sein. Und es gibt keine Macht der Welt, die jeden Fels zerschmettert, jeden Hügel schleift, jeden Stein zertrümmert und unsere tiefen Täler und engen Defileen bieten Raum zu Massengräbern für das stärkste feindliche Heer.

Bewahret Ruhe und kaltes Blut. Vielleicht wird der Kelch an uns vorübergehen. Kommt aber der Tag und die Stunde, so seid bereit. Jeder einzelne. Seid wachsam, bei Tage und auch bei der Nacht. Das Leben ist kurz. Nur ein Hauch in der Unendlichkeit. Das Leben ist nichts ohne Ehre. Sterben müssen wir alle. Was liegt daran, ob wir einige Jahre früher den schwankenden Kahn besteigen des Charon, um uns hinüberschaukeln zu lassen ins Nichts? Tutanchamun war ein Herrscher des alten Ägypten und er starb vor 4180 Jahren mit dreiundzwanzig Jahren an einer simplen Zahnfistel. Sicher war die Trauer in ganz Ägypten gross. Ohne diese Zahnfistel wäre er wohl gar ein alter Mann geworden. Mit dem einzigen Unterschiede heute: nun wäre er erst 4120 Jahre tot.

Alle Erfolge haben die Gewaltigen dieser Zeit nur dank der Zaghaftheit der andern. Darüber vergessen diese andern, dass Zaghaftheit die schlechteste Münze ist. Was auch diese schmachvolle Zeit an feiger Preisgabe und verzagendem Verzicht noch rings um uns häufen mag — wir bleiben fest. Quand-même!

Hans Schwarz

Veröffentlicht in der «Schweizer Zeitung am Sonntag» vom 2. April 1939.

(Verursachte eine Interpellation des Fröntlers Tobler im Nationalrat.)

Munition ins Dorf!

Während des verflossenen Wochenendes, als wieder einmal alarmierende Gerüchte durch das Land gingen, hat mancher brave Thurgauer und Zürcher und Schaffhauser und Basler ganz ungeheissen sein «Oergeli» schön zwäg gemacht, den Karabiner aus dem Estrichgaden geholt, Verschluss und Lauf geprüft und mit dem Stahlhelm obenauf gelegt. Und nicht nur unsere Soldaten, auch alte Schützen mit eisgrauem Bart haben ihren Stutzer vom Haken genommen und der Haslibacher Miggu, der doch gar «wit vom Gschütz» im hintern Schorrgraben wohnt, wo es bolzgrede hinuntergeht in das Schwarzwasser, hat sein langes «Chlepfshiitt» von den hundertjährigen Spinnhuppelen befreit und mit grimmiger Entschlossenheit versichert: «Si chöi de z'Bärn unger guet tue oder nit, mier schlöh uf all Fäll dry u das unerchannt u chöms de use wie's wöll.»

Das leider überall im Lande herum aufgestaute Misstrauen trifft unsere verantwortlichen Behörden nicht unverdient. Wir sind ein politisch geschultes Volk. Unser Bundesrat hätte längst offen zu uns sein dürfen und von Zeit zu Zeit zu erklären: Wir haben dies und das vorgekehrt, wir haben zurzeit so viele Truppen im Dienst und die Alarmbereitschaft der Grenzschutztruppen ist bis ins letzte gesichert. Stattdessen vernahmen wir bisher bei allerschwersten aussenpolitischen Ereignissen nichts als hohle Leisetreterphrasen: «Die derzeitigen politischen Umwälzungen berühren uns nicht. Der Bundesrat verfolgt mit aller Aufmerksamkeit usw.». So untergrub man jahrelang bewusst das Zutrauen des eigenen Volkes und hatte dafür gegen kompetente Vorwürfe eine gar fadenscheinige Entschuldigung: In militärischen Belangen dürfe aus Sicherheitsgründen vor der Spionage des Auslandes nicht zu viel öffentlich verlautbart werden. Als ob die fremden Generalstäbe nicht exakt bis auf den Mann wüssten von jedem Tag und jeder Stunde, wie viele Truppen bei uns unter Gewehr stehen.

Nun ist aber vieles Misstrauen unberechtigt. Unsere verantwortlichen Behörden haben derweil nicht einfach die Hände in den Schoss gelegt. Ich bin überzeugt, dass ein schlagartiger Überfall nur mässige Teilerfolge erzielen könnte, und wenn es auch gelänge, mit einzelnen Panzertruppen in unser Landesinneres vorzustossen, so würden diese von unsern Truppen und unsern Franc-tireurs rasch erledigt und aufgerieben sein. Unsere Franc-tireurs? Gibt es das? Ja, natürlich gibt es das! Das ganze, nicht im Wehrverbände unter Waffen stehende Volk wird Franc-tireur sein. Der Wille zur Verteidigung bis zum wirklich letzten Blutstropfen ist wenigstens bezüglich des Volkswillens keine Phrase und bei Männern und Frauen und Kindern bis ins letzte Haslidorf hinauf vorhanden.

Die paar tausend Nazi-Lumpen zählen nicht und wir werden unsere Vorbereitungen so treffen, dass sie bestimmt nicht zählen. Dazu werden wir allen Defaitisten bis ganz hinauf am ersten Kriegstage eine blutige und endgültige Rechnung präsentieren. Kein Verräter an unserm Volk wird den ersten Kriegsabend erleben. Wir organisieren die schweizerischen

Franc-tireurs. Ein Gewehr, zwei Gewehre, mehrere Gewehre sind in jedem Schweizerhaus. Nun verlangen wir mit dem Recht des souveränen Schweizervolkes, das schliesslich über seine Geschicke selbständig und allein verfügt, von unsern Herren in Bern: Munition ins Dorf! In der «Tat» weist ein Offizier mit voller Berechtigung darauf hin, wie unsinnig es sei, nach altem gutem Vorweltkriegsbrauch unsere Munition hauptsächlich in den Zeughäusern zu deponieren, die bereits vor der ersten Mobilmachungsstunde bestimmt in Trümmer und Asche sinken würden. Ein Gewehr in jedem Haus nützt nichts, wenn keine Munition vorhanden ist. Wohl hat jeder von uns einige Lader von irgendeinem Schützenfest her bei sich versorgt, aber die sind bald ausgeschossen. Es ist deshalb die Forderung des «Tat»-Offiziers eine so selbstverständliche und lapidare, dass man sich einmal mehr wundert, warum man sich dagegen zuständigen Orts aus «Opportunität» noch eine einzige Minute sträubt.

Es ist nun nicht damit getan, dass wir hier in unserer Zeitung, dass ein Kamerad in der «Tat» und noch einige andere mutige Zeitschriften diesen Ruf erheben. Es ist nun an jedem senkrechten, um sein Vaterland besorgten Eidgenossen, zum Rechten zu sehen. In jedem Dorf gibt es einige Beherzte und an sie appellieren, sie beschwören wir: Verlangt sofort die Einberufung des Gemeinderates zu öffentlicher Sitzung mit dem Volk zusammen, im Schulhaus, in der Kirche. Und nun muss es dieser Tage aus allen sechstausend politischen Gemeinden Helvetiens kategorische Forderungen regnen, gleichsam kurzfristige Ultimaten an die «ruhigen» Herren zu Bern: Die Gemeinde Kräylingen, die Gemeinde Uffligen, die Gemeinde Oberboltigen verlangt die sofortige Anhandstellung von tausend, von viertausend, von zwanzigtausend Ladern scharfer Munition. Schickt sie uns freiwillig oder wir holen sie! Man muss jetzt Fraktur reden. Die Zeit der Beschwichtigungen und der Leisetreterei ist vorbei! Das ist nicht Panikmacherei. Dem Schweizervolk darf man ruhig seine Munition anvertrauen. Auf das Ausland wird dies eine heilsame Wirkung haben. Der Schweizerigel soll jetzt seine Stacheln sträuben. Dann wird ihm die grösste Schnauze in Ruhe lassen.

Der Hauptgewinn aber besteht darin: Aller Defaitismus wird damit von der ersten Stunde weg glatt erledigt. Jeder Chrigu und jeder Benz, der jetzt über Verrat und Feigheit räsoniert, wird bekennen: Doch, unsere Mannen in Bern haben das Herz noch nicht im Hosenboden. Und jeden Sonntag soll ein Bundesrat unters Volk gehen und öffentlich reden und auch Antwort stehen. Herr Minger ist der Mann dazu. Herr Obrecht hat sich mit seinem spontanen, unerschrockenen Bekenntnis die Herzen aller Schweizer erobert. Wir verlangen ja gar nichts sehnlicher, als dass wir zu unsern Bundesvätern wiederum wie in guten alten Zeiten das letzte Zutrauen fassen können und es gibt keine Regierung der Welt, die fester im Volk wurzelt, als die unsere, wenn sie endlich auf die unschweizerische, unzweckmässige und verwirrende Tarnung ihres guten Willens verzichtet. Es ist ganz gleichgültig, was das Ausland von dieser nur bei uns möglichen Regierungskunst denkt. Aber es ist wichtig und entscheidend, dass der letzte Eidgenosse zuversichtlich an die Reinheit und

Entschlossenheit unserer Regierungsmannen wieder glaubt. Vertrauen um Vertrauen. Und unser Ruf wird der Prüfstein sein: Munition ins Dorf!

Hans Schwarz.

*

Veröffentlicht in der «Schweizer Zeitung am Sonntag» vom 9. April 1939

Unsere Thermopylen

Ein Volk wird verraten, gleichsam über Nacht seinen argen Feinden ausgeliefert, verkauft, verschachert von seinen Freunden, seinen Politikern, seinen Generälen. Und diese sauberen Zeitgenossen stehen noch vorne hin bei der Einzugsparade des brutalen Vergewaltigers. Mit dem Gefühl tiefer Scham werden spätere Geschlechter dieses dunkle Blatt der Geschichte wenden und unbestechlich wird das Verdammungsurteil der Nachwelt sein — für die feige Übermacht, die sich wie ein Dieb in der Nacht anschleicht und den Kampf Mann gegen Mann nicht wagt, wie für die erbärmliche Preisgabe einer Nation durch ihre bestellten Hüter und Lenker.

Noch sehe ich jene einsamen Felsen der griechischen Thermopylen. «Wider dreitausend mal tausend fochten allhier, viertausend aus dem Peloponnes.» Und als der Judas Ephialtes den Satrapen des Xerxes den Fussweg über den Oita wies und Leonidas die Verbündeten entliess, um mit seinen dreihundert Spartanern auszuharren auf verlorenem Posten bis zum bittern Ende, wünschte er sich den Grabspruch, den ihm das alte Hellas setzte:

«Wanderer, geh und verkünde dem Volk Lakedeimons, dass wir liegen allhier, seinen Gesetzen treu!»

Und der Ruhm des tapfern Königs Leonidas und seiner Dreihundert strahlt unvergänglich durch die Jahrhunderte und wird nie verblassen, so lange Menschen über diese Erde wandeln. Doch auch die Schmach und Schande des Ephialtes wird niemals erlöschen bis in die spätesten Zeiten. Armes, tapferes Volk der Tschechen! Kein Leonidas ist dir erstanden! Wohl aber hattest du Verräter, die um schnöden Lohn ihre Ehre preisgaben und die nun im Schatten des Eroberers ihr schmachbeladenes Leben weiterschleppen.

*

Auch wir haben unsere geschichtlichen Thermopylen. Bei St. Jakob, «wo müd der Letzte starb». Kein einziger war darunter, der feige erwog: «was wette mier o mache». Sie zählten nicht ihre Feinde und retteten die Heimat durch ihren Tod.

An den Mauern der Engelsburg zu Rom an jenem 6. Mai 1527. Als der Connetable von Bourbon die päpstliche Burg umschlossen mit seinen unzählbaren Scharen und

Hauptmann Roist seine Mannen fragte; «Wer will Urlaub und nach Hause ziehn? Kein Vorwurf soll ihn treffen!» da meldete sich nicht einer und getreu ihrem Eid opferten sie sich für ihren Herrn, den Papst.

Auf den Treppen der Tuilerien am 10. August 1792. Keiner folgt den Lockungen des Elsässers Westermann zum Verrat. Sie sterben für das alte Frankreich, das sich selbst aufgibt und retten damit die Soldatenehre unserer Nation.

Am Grauholz am 5. März 1798. Tausend gegen Zwanzigtausend. Zu Stans am 9. September 1798. Zweitausend gegen Zwanzigtausend. Doch auch die vielen Siege unserer Geschichte erfochten unsere Alvordern stets mit unterlegenen Kräften. Dies soll uns Mahnung und Ermunterung sein. Wir wollen es halten wie sie!

*

«Den Gesetzen treu» — das gelte auch für uns, das gelte vorab für die Männer, denen wir das Schicksal unserer Eidgenossenschaft anvertraut haben in schwerer Zeit. Kein Hacha und kein Tiso und kein Sirovy soll sich in ihren Reihen finden. Nicht eine Kugel nur, hundert Kugeln wären für jeden Überläufer bereit. Und wir verlangen nun kategorisch die Verrammelung aller Schleichwege, die in den Rücken unserer Thermopylen führen. Wie lange will der Bundesrat noch die Fronten und die Frontenblätter dulden? Unsere Geduld geht zur Neige. Wie lange noch duldet unsere Regierung in schweizerischen Waffenfabriken ausländische Direktoren? Wie lange noch lässt er den offiziellen Telephonrundspruch nationalsozialistische Programme senden? Wie lange noch lässt er unser Land durch demokratiefeindliche Presseerzeugnisse überschwemmen? Wie lange noch lässt er unbeaufsichtigt die Fremden sich in unserem eigenen Lande organisieren?

Unsere Thermopylen sind stark und unbezwinglich durch den unbeugsamen Verteidigungswillen unseres Volkes. Aber viele Wege führen über den Oita und viele Verräter verschwören sich in unserem Rücken. Wir dulden dies ganz einfach nicht mehr. «Use mit-ne!» Unser Bundesrat hat «den Gesetzen treu» über die Integrität und Unantastbarkeit unserer Eidgenossenschaft zu wachen. Wir bezweifeln nicht seinen guten Willen. Aber wir sind beunruhigt. Das Volk hat ganz einfach das Gefühl, dass sich seine Behörden unangenehmen Zeiterscheinungen gegenüber selbst in eine gefährliche und grundfalsche Sicherheit einspinnen. Hat es Recht? Hätte es nur Unrecht! Was nützen uns vierzehn ständige Grenzschutzkompagnien auf sechshundert Kilometer Front und ein innert wenigen Stunden bereiter Grenzschutz von etlichen Brigaden, wenn im Landesinnern so und so viel hundert Kompagnien Ausländer straff organisiert sind und warten? Wir verlangen endlich die strengste Überwachung dieser Organisationen. Wir wollen ferner nicht, dass ihnen kurzfristig die Versammlungsfreiheit gewährt werde ohne irgendwelche Kontrolle. Zusammenkünfte von Ausländern sollen der Anmeldepflicht unterliegen und an diesen Zusammenkünften soll ein Vertreter unserer Behörden teilnehmen. Haben diese fremden Herrschaften nichts zu verbergen, desto besser, dann geniert sie auch die Anwesenheit

eines Überwachungsbeamten nicht. Man komme uns nicht mit Repressalien gegenüber den Schweizern im Auslande. Unsere Auslandschweizer haben nichts zu verbergen. Sie dürfen es ruhig hinnehmen, dass ein Beamter des Gastlandes ihre Verhandlungen kontrolliert.

Deshalb mahnen wir noch einmal unsere Behörden, «den Gesetzen treu» unverzüglich zu handeln. Nicht nur nach aussen durch die Aufrichtung einer starken Wehr, auch nach innen, durch die rücksichtslose Ausbrennung jedes Verrates.

Die Thermopylen halten wir! Am Bundesrat ist es, die Schleichwege in unsern Rücken jetzt endlich zu verschliessen. Nicht nur einen und nicht nur zwei dieser Schmuggelpfade, sondern alle, unbekümmert darum, ob dies den akkreditierten Organisatoren der SA und SS auf Schweizerboden passt oder nicht. Über das, was uns frommt, haben wir ausschliesslich und allein zu befinden. Wenigstens wir, wir wollen nicht durch Verrat fallen

Hans Schwarz

Veröffentlicht in der «Schweizer Zeitung am Sonntag» vom 7. Mai 1939.

Es kommt nicht darauf an, ob ein Kampf von Freischützen ungesetzlich, gefährlich oder unkorrekt sei. Unsere Regierung hat sich einfach mit der unumstösslichen Tatsache abzufinden, dass dieser Kampf vom ersten Grenzstein weg mit aller Schärfe und unbekümmert um die Folgen einsetzen wird. Unsere Regierung hat daher die unabweisbare Pflicht, diesen selbstverständlichen Volkskampf schon jetzt legal zu gestalten.

Veröffentlicht in der «Schweizer Zeitung am Sonntag» vom 14. Mai 1939

Unsere Sirovys.

Als auf Grund der zweckmässig gefärbten Rapporte des famosen Lord Runciman das stolze Britannien sich entschloss, die tapfere Tschechoslowakei fallen zu lassen, und als das Diktat von München den standhaften Herrn Benesch aus dem Sattel hob, bildeten die aus ihrer Vertrauensseligkeit gestürzten Tschechen ein Ministerium der «Nationalen Verteidigung» und stellten den berühmten General Sirovy, von dem die Kunde ging, er habe sich im ausgehenden Weltkrieg heldenhaft gegen die Bolschewiki geschlagen, an die Spitze. Das von allen Maulhelden der Welt verlassene Tschechenvolk hatte ein unbegrenztes Zutrauen zu seinem «Helden» Sirovy — in den Oststaaten, besonders in Ungarn, Jugoslawien, Rumänien und der Tschechoslowakei ist «Held» ein offizieller Titel für Offiziere und Soldaten, die sich vor dem Feinde auszeichneten. Als wortbrüchig die Naziregierung ihre Panzerdivisionen in die friedlichen böhmischen Dörfer rollen liess, war es Sirovy, oberster Befehlshaber und Chef über eine bestausgerüstete Armee von mehr als einer Million Soldaten, der seinen Generälen und Obersten befahl, in den Kasernen zu bleiben und dem Verhängnis seinen Lauf zu lassen. Nie wurde ein tapferes Volk auf abgefeymtere Art Stück um Stück verkauft und verraten, erst von seinen Verbündeten und Freunden, dann von seinen eigenen Politikern und Generälen.

Nun wirst Du, lieber Miteidgenosse, mir belehrend und nicht ohne Vorwurf entgegenhalten: Bei uns wäre solches nimmermehr möglich. Unsere leitenden Politiker seien keine Hachas und unsere militärischen Führer keine Sirovys. Nun, zum Teufel, für unsere leitenden Politiker möchte ich noch lange nicht vom ersten bis zum letzten die Hand ins Feuer legen, und da bei uns im ersten und entscheidenden Augenblick diese Politiker beschliessen und befehlen, möchte ich mein Vertrauen nicht vorzeitig in ihre Festigkeit setzen. Dass wir leider auch unsere Sirovys haben, zeigt die schlagartige Kampagne, die in gewissen Blättern gegen die Organisationen und Vorbereitung des Volkskrieges einsetzt.

Volksarmee oder Bandenkrieg? fragt ein grosses Berner Bauernblatt und nennt die Befürworter des uneingeschränkten Volkskrieges «in militärischen Fragen Ahnungslose», die in romantischen Worten zur Ungesetzlichkeit aufrufen. Jeder habe Gelegenheit, sich in die Armee einreihen zu lassen. Hilfsdienst, Luftschutz, Sanität brauchen noch Leute; irgendwo könne jeder unterkommen. Die Nützlichkeit aller dieser Hilfsverbände für einen geordneten Krieg — vorne die Armee, alles, was dahinter liegt Etappe — geben wir ohne weiteres zu und sind wirklich froh, dass da endlich etwas vorbereitet und bereitgestellt wird. Wir wollen nun aber die einzig für uns in Betracht fallende Art des Kriegsbeginns annehmen: den Überfall gepanzerter Divisionen in riesiger Überzahl und an zwanzig, dreissig Einbruchstellen zugleich. Städte, Dörfer, weite Landstriche werden nach der Niederwerfung unserer Grenzschutzkompagnien besetzt, ein barbarischer Terror setzt ein, Ablieferung aller Waffen wird innert Stundenfrist bei Todesstrafe verlangt; ja, was dann, ihr siebenmalgescheiten Blötterler? Dann wird nach Ihrem korrekten Reglement der Siegenthaler Christen, der wegen Plattfüssen nicht Militär, aber ein trefflicher Stutzerschütze ist, sich mit ruhigem Gewissen sagen: I bi bim Luftschutz iiteilt, das geit mi nüt a! Nun, ich nehme an, kein Schweizer mit dem gut bernischen Namen Siegenthaler würde so handeln. Er nähme seinen Stutzer vom Haken und — da Luftschutz im bereits besetzten Gebiet Unsinn ist, denn die Eindringlinge bewerfen nicht ihre eigenen Okkupationstruppen mit Bomben — würde vorneweg auf jeden Feind schiessen, der ihm vor das Korn der Flinte käme! Und damit wäre eben jener «ungesetzliche» Zustand wirklich da, und der Feind könnte den Siegenthaler und seine Kameraden mit vollem Recht an die Wand stellen und vielleicht die ganze Dorfeinwohnerschaft dazu, weil ja unsere Sirovys sich weigerten, den Volkskrieg durch rechtzeitige amtliche Organisation und Kennzeichnung durch Armbinden legal zu gestalten. Es wäre ihre beschworene Pflicht und Schuldigkeit, Dorf für Dorf den Volkskrieg zu organisieren — nur für diesen einen, aber allein wahrscheinlichen Fall des brutalen Einfalles — und zwar so: Hilfsdienst, Sanitätsdienst, Luftschutz wie bisher für den Fall eines geordneten und ritterlichen Krieges, alles zusammengefasst nur als Kampftruppe unter einheitlichem Dorfkommando bei fremder Okkupation.

Wenn unsere Sirovys behaupten, der Volkskrieg sei unnütz, verderblich und jede fremde Armee sei noch mit ihm fertig geworden, so beneiden wir sie nicht um ihre historischen Kenntnisse. Napoleons sieggewohnte Scharen sind in Spanien dem Volkskrieg erlegen. Ohne die Guerillas Spaniens würde Napoleon nie auf den einsamen Felsen von St. Helena sein wirklich dynamisches Leben beendet haben. Die französischen Franc-tireurs von 1871 haben die Ehre der französischen Waffen wieder hergestellt trotz dem verlorenen Krieg. In Marokko führt Frankreich seit bald hundert Jahren einen verlustreichen Krieg gegen die Berber. Die arabischen Freischützen unter Oberst Lawrence entschieden im Weltkrieg

den Sieg zu Gunsten der Entente gegen das alte Sultansreich der Türken. Wer hat den japanischen Raubzug gerade in unsern Tagen im weiten China zum Stehen und zum Zurückweichen gebracht? Die chinesischen Franc-tireurs ! Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren.

Aber darum geht es gar nicht. Wir fragen einen Teufel nach dem Ausgang eines solchen Volkskrieges. Aber wir wollen einen Barbaren, der sich herausnimmt, in das freie Land der Eidgenossenschaft einzubrechen, unter allen Umständen und bis zum letzten an die Kehle. Siegt er dennoch, so soll er eine Schweiz «anschiessen» ohne die Schweizer oder dann höchstens mit ein paar lumpigen Leisetretern — den schweizerischen Sirovys!

Hans Schwarz

Veröffentlicht in der «Schweizer Zeitung am Sonntag» vom 14. Mai 1939.

Brief an einen Lätzberichteten

Sie vergessen, dass ich die Wertschätzung von Gesinnungsakrobaten Ihres Kalibers weder je suchte, noch je suchen werde. Ich habe zu viel von dieser buckligen Welt gesehen, um solche Schmeissfliegenstiche tragisch zu nehmen.

Sie sind aber tatsächlich der erste dieser erfreulichen Zeitgenossen, der nicht anonym bleibt. Deshalb antworte ich Ihnen, denn die Nennung Ihrer Adresse beweist immerhin das Vorhandensein einiger Zivilcourage und Ihr Fall scheint nicht hoffnungslos zu sein. Ich will mich tunlichst kurz fassen, obgleich Sie aus der Froschperspektive so ziemlich alle Weltprobleme anschneiden, also:

Wenn ich meine Artikel für die «SZ» schreibe, die Ihre Galle erregen, so bin ich wahrlich nicht besoffen, wie Sie sorg erfüllt annehmen, obgleich ich einen guten Tropfen Wein als wahre Gottesgabe zu schätzen weiss.

Der «notorische Brunnenvergifter und bekannte Jude» Behrens hat einen sauberen arischen Stammbaum so weit zurück, dass gewisse Zeitgrößen mit und ohne Klumpfuss und mit und ohne Chaplinschnäuzchen ihn darum schwer beneiden mögen.

Die «Schweizer-Zeitung am Sonntag» ist kein Judenblatt, kein Jude sitzt in der bescheiden kleinen Redaktion. Sie bedienen sich nur verlogener und verlegener Göbbels-Methoden, wenn Sie dies behaupten und sehen nicht einmal ein, wie verächtlich dies sogar für einen Noch-Eidgenossen ist.

Die Judenfrage überhaupt: Wir kennen sie bei uns in der Schweiz nicht und wollen sie nicht kennen. Antisemitismus ist die Gesinnung der Kanaille. Die Juden sind durchaus nicht meine besondern Freunde. Aber wie wollen Sie uns Schweizer, die wir noch unsere Sinne beieinander haben, glauben machen, dass der Weil, der mit uns die Schulbank drückte, und der Brunschwig, der in der Rekrutenschule Bett an Bett mit uns schlief, und der Lob, der mit uns im Jahre 1914 an die Grenze ritt, geborene Verbrecher seien, da wir sie als sehr anständige und senkrechte Bürger und Eidgenossen kennen? Wissen Sie denn nicht, dass ein gewisser Zeitgenosse, für den Sie eine beschämende Verehrung haben, in seinen schlimmsten Zeiten verhungert wäre, wenn ihn nicht ein armer Wiener Jude mit seinen letzten Kronen durchgefuttert hätte? Die Juden sind wohl nicht besser als wir, aber bestimmt auch nicht schlechter als wir. Sie sind ein uraltes Kulturvolk und hatten bereits ihre Gesetzestafeln, als die Germanen noch wie Affen auf den Bäumen herumkletterten.

Der konstruierte Begriff des Ariers, der im heute angewandten Sinne durch die Wissenschaft längst widerlegt ist: Wenn es wirklich Arier in Reinkultur noch gäbe, dann sicher nicht in Mitteleuropa, über das Kriege ohne Zahl, Völkerwanderungen, Kreuzzüge,

Hunneneinbrüche, Bürgerkriege dahingingen und in ihrem Gefolge Vergewaltigung und Rassenmischung ohne Ende. Sie lesen so viele deutsche Zeitungen, sicher sind Sie auch Abonnent irgendeiner neuheidnischen Illustrierten. Nun betrachten Sie bitte die immer wiederkehrenden Bilder der Prominenten dieser arischen Nation, Sie werden sich still zugestehen, dass das eine Auslese des Niederschlages von «Rassenschande» seit fünfzehnhundert Jahren ist. Na also! Wer sich seines Vaters schämt, ist immer ein Lump!

Den deutschen Anspruch auf Kolonien habe ich früher — leider — nie bestritten, sondern in meinem «Schimmel von Perbal» gar noch verteidigt, allerdings war dies vor dem «Anschluss» und vor der Knechtung der Tschechoslowakei. Im Übrigen geht uns dies wirklich nichts an, wir wollen darüber Engländer und Franzosen entscheiden lassen.

Sie beschimpfen die Tschechen als Feiglinge. Waren Sie jemals in der Tschechoslowakei? Sie schreiben abschätzig und hasserfüllt über die «lausigen Pollaken». Waren Sie jemals in Polen? Ich kenne beide Länder und Völker und ich sage Ihnen: Ihr Urteil ist falsch und verleumderisch. Polen war ein stolzes Königreich schon zurzeit, als die Brandenburger fussfällig Ostpreussen als polnisches Lehen empfangen. Die Ahnen der preussischen Könige waren polnische Lehens-Vasallen. Wenn Sie schreiben, die Deutschen hätten im Weltkriege die Polen vom russischen Joch befreit, so ist dies Geschichtsfälschung. Die siegreichen Demokratien haben die Polen vom russischen, preussischen und österreichischen Joch zugleich befreit!

Die «Idioten von Versailles» — nach Ihrer herzerfrischenden Schreibweise — haben allerdings manche Dummheit gemacht. Aber so eine kapitale Dummheit, wie jetzt die Annexion des tschechischen Böhmen und Mähren darstellt, liessen sie sich nicht zuschulden kommen.

Ihre weitem Geschichtsverdrehungen wollen wir auf sich beruhen lassen. Nur wenn Sie zum Schluss noch schreiben, die Berner Aristokraten hätten 1798 den Franzosen den Berner Staatschatz und die Bären dazu verschachert, so haben Sie sich da wirklich einen Bären aufbinden lassen oder ordentlich zuviel Schmalz in den Ohren gehabt. Im Übrigen trifft mich Ihr deplazierter Anwurf an die Berner nicht, denn mein Urahne war nicht mit «an der Spritze». Er fiel als einfacher Soldat im Grauholz und ich bin besonders stolz darauf, dass damit mein Name «Hans Schwarz» auf die Ehrentafel im Berner Münster kam.

Zum Schlusse: Wenn Sie mir vorwerfen, ich sei ein «Schwaben- und Preussenfresser», so tun Sie mir wirklich Unrecht. Ich achte das deutsche Volk sehr hoch, ich habe gute Freunde draussen und wir schreiben uns zuweilen, und kürzlich war ein waschechter Berliner-Nazi bei mir auf Besuch und wir haben uns köstlich unterhalten, denn er brachte als Pg. und eingeteilter SA-Mann die allerneuesten und blendendsten Witze frisch von der Quelle. An der «S-Z» hatte er eine riesige Freude und war so verwegen, zwei

Nummern zwischen seine Wäsche zu stecken als er wieder heimwärts fuhr. Diese zwei Nummern sollen noch heute in Berlin herumgereicht werden und sie seien bereits so abgegriffen, wie das Kirchengesangsbüchli unseres Schorebach-Miggu, und dies will etwas heissen, denn der hat noch eins vom Grossmüetti her. Kein Unbefangener wird das heute im deutschen Reich herrschende Regime mit dem deutschen Volke gleichsetzen. Ich möchte ihm trotz dem schweren Unrecht, das in seinem Namen geschieht, aufrichtig wünschen, das Weltgewitter, das sich zu seinen Häupten ballt, möge sich verziehen.

Wir aber in der Schweiz halten es so: Wer uns angreift, ist unser Feind und wir bekämpfen ihn bis auf den Tod. Und wer von uns bei diesem Kampfe beiseite steht oder gar mit dem Feinde sympathisiert, der fällt zuerst von unserer Hand. Am ersten Tag und ohne Pardon! Das mag sich jeder merken.

Hans Schwarz

*

Pressemeldung vom 4. Juni 1939.

Über 15'000 Basler

demonstrierten am letzten Mittwoch auf dem Münsterplatz mit der «Tatgemeinschaft der Basler Jugend» im Rahmen der Schweizer Grenzjugend-Aktion für eine freie, demokratische und unabhängige Schweiz. Seit langen Jahren hat die RheinStadt keine derartige politische Manifestation mehr erlebt. Nach einem mächtigen Fackelzug der Jugend durch die Strassen der Innerstadt fand sich eine unübersehbare Menge ein und folgte den Reden mit wachsender Begeisterung.

Nach einführenden Worten von Dr. A. Stöcklin begrüsst Regierungsrat Dr. Fr. Ebi die Versammlung im Namen der kantonalen Behörden. Von der Masse mit stürmischem Beifall empfangen, ergriff hierauf Hans Schwarz das Wort. Keiner, der es miterlebt hat, wird vergessen, welches Echo der Schluss seines kurzen berndeutschen Votums fand:

«Auf alle Fälle wird bei uns niemand mit Röslein auf dem Stahlhelm einmarschieren. Vom ersten Grenzstein an wird scharf geschossen! »

Der Zürcher Rüti brachte hierauf die Grüsse der übrigen Schweizer Tatgemeinschaften und schliesslich sprach Prof. Thürer aus St. Gallen.

Veröffentlicht in verschiedenen Zeitungen Juli 1939.

Mahnung der Vergangenheit.

Januar 1799: Die Eroberung der Schweiz durch die feindliche Invasion war in vollem Gang. Im verflossenen Jahr 1938 waren es hundertundvierzig Jahre her, dass das grosse Unglück begann: Mit dem Untergang des alten Bern. Der Vergleich zwischen einst und jetzt wird häufig gezogen. Sehen wir zu, was die Vergangenheit der Gegenwart sagen kann.

Hundertvierzig Jahre sind eine lange Zeit — hundertvierzig Jahre sind eine kurze Zeit, denn tausend Jahre sind vor dem Herrn der Welt wie ein Tag und wie eine Nachtwache.

Hundertvierzig Jahre waren es letztes Jahr her, dass am Grauholz, in Neuenegg, in Gümmenen und Laupen die stolzen Fahnen des alten Bern in den Staub sanken, dass in die Stadt, um deren Gunst während Jahrhunderten die Könige Europas buhlten und die mehr als ein halbes Jahrtausend keinen Feind vor ihren Toren sah, fremde Heerscharen als Sieger einzogen.

Wir wissen heute, dass jene Katastrophe nicht unvermeidlich war. Wir wissen heute, dass die Republik Bern trotz Uneinigkeit und Zerfahrenheit der Tagsatzung und trotz Fehlens eidgenössischen Zuzugs mächtig genug gewesen wäre, die Heere Schauenburgs und Brunens an den Grenzen zu stellen und zu schlagen. Wir wissen, dass die französischen Generäle, als sie ins Waadtland und an den basellandschaftlichen Jura einrückten, den gemessenen Befehl des Direktoriums in Paris in der Tasche trugen, bei ernsthaftem Widerstand der bernischen Truppen zurückzugehen. Wir wissen aber auch, welchen Versäumnissen, Unterlassungen und feigen Trölereien der Untergang des alten Bern zuzuschreiben war. Wohl wehte vom Herd der französischen Revolution ein dem patrizischen Regime feindlicher Geist über die Gemarkungen der Republik, aber er vermochte nur einige Unzufriedene zu erfassen. Das Volk in seiner überwältigenden Mehrheit war regimetreu, mit seinem Los nicht unzufrieden und bereit, für die gnädigen Herren in Bern sich bis zum letzten Blutstropfen zu schlagen. Im alten Rathaus zu Bern aber sassen mehrheitlich nur schwächliche Epigonen jenes stolzen Patriziates, dessen Staatskunst die Bewunderung Friedrich des Grossen erregte. Vom Waadtland bis in den Aargau, vom Seeland bis ins Oberhasli war das Land mit Spionen und Wühlern durchsetzt. Die gnädigen Herren in Bern kannten jeden einzelnen dieser Agenten aus den Rapporten einer tüchtigen Polizei, aber sie wagten nicht, zuzugreifen, denn jene Subjekte unterstanden dem Schutze des französischen Ambassadors in Aarau. Laharpe und Ochs verfassten im Schutze der französischen Bajonette ihre Pamphlete und landesverräterischen Manifeste und sie wurden eifrig bis ins letzte Berner Gebirgsdorf kolportiert, ohne dass die morsche Berner Regierung wagte, diese Sendlinge unschädlich zu machen. Allzu lange zögerte der Rat, dem General von Erlach das verantwortliche Kommando über die Truppen zu

übertragen und als er endlich zum Oberbefehlshaber ernannt wurde, wurden ihm keine Kompetenzen erteilt. Dreissig Millionen an gemünztem Gold und guten Berner Dublonen blieben trotz Warnungen bernischer Generalstabsoffiziere in den Kellern des Rathauses liegen und wurden nicht ins sichere Oberland geschafft, was allein schon den Franzosen den Anreiz zum Einmarsch genommen haben würde. Als die Heerscharen Schauenburgs in Biel und die Truppen Brunes in Avenches standen, durchreisten noch französische Offiziere in voller Umform, höflich begleitet von bernischen Dragonereskorten, das Land, rekognoszierten die bernischen Stellungen und die Strassen und Wege und Brücken und Artillerieschanzen. Ja, Brune selbst konnte dies ungefährdet tun, denn die erschrockenen gnädigen Herren von Bern hatten längst mit ihrem Stolz allem männlichen Mut den Rücken gekehrt.

Die Begleitorder an den General von Erlach ist noch erhalten und lautet wörtlich:

«Monsieur d'Erlach, Seigneur de Hindelbank et Général-Commandant des Troupes de LL: EE: à Morat.

General Brune hat in seiner mit Herrn Herrenschwand gehaltenen Unterredung den Wunsch geäussert, sich in die ehemaligen Bischofbaselschen Lande begeben zu dürfen. Wenn also ein diesortiges Begehren an Euer Wohlgeboren gelangen sollte, so ist Mr. k. gg. HH. der Kriegsräthe Wille, dass demselben entsprochen werde. Ihr M. h. g. HH. werdet also den General Brune unter Begleit eines verständigen Offiziers und Bedeckung eines Dragoner-Detachements auf den Grenzen bei Murten empfangen und durch den nächsten Weg auf die entgegen gesetzte Grenze nach Nidau escortieren lassen.

Datum d. 11. Februaris 1798 um Mittag.

Kriegskanzlei Bern.

Der Oberkommandierende der französischen Invasionsarmee bereiste so tatsächlich hin und zurück die strategisch wichtigen Punkte der bernischen Verteidigungslinie, ebenso der französische Generaladjutant Campane, dem man gar den bernischen Generaladjutanten von Effingen beiordnete! Von Erlach beschwert sich schliesslich beim bernischen Rat, sogar Nachts zwölf Uhr sei er von einem französischen Husarenoffizier «geplagt» worden, bis er ihm eine Eskorte nach Nidau mitgegeben habe und der Rat antwortet endlich: «Für die Zukunft soll jeder solche Durchpass, als allen militärischen Regeln entgegen, strenge verboten sein.»

Es war schon zu spät. Brune hatte seine sehr unvollständigen Karten ergänzt, kannte die schwache bernische Stellung bei Nidau und an den West- und Ostufeln des Bielersees. Er hatte nun nur noch die Zeit abzuwarten, die für ihn arbeitete, die bernische Regierung mit stets neuen Forderungen zu zermürben. In der Berner Regierung standen sich zwei Lager

gegenüber, die Kriegspartei unter dem Schultheissen Steiger, die Friedenspartei unter dem Ratsherrn Frischling. Letztere gewann umso mehr die Oberhand, als die meisten Anhänger Steigers als Offiziere an der Front standen. Brune, der ein eben so guter Diplomat als Heerführer war, wusste diese Situation trefflich zu nutzen, ebenso der verschlagene Mengaud in Aarau, der die Berner Herren als «gutmütige Tropfen» bezeichnete, «die noch an ein Manneswortglauben, das nach der Moral dieser Zeit im eignen Nutzen gegeben werden konnte, aber nicht gehalten zu werden brauchte.»

Befehl und Gegenbefehl und sichtbar zunehmende Zauderei der Berner Regierung zersetzte den Kampfgeist der bernischen Truppen und bald ging das Geschrei von Verrat durch die Reihen des biederen Soldatenvolkes. Zu spät merkten die verantwortlichen Lenker der alten Republik Bern, dass man einen streitlustigen Gegner und beutelüsteren Eindringling durch ewiges Nachgeben nur zu immer neuen und höhern Forderungen reizt. Zu spät, als schon die Mehrheit der Truppen meuterte und viele Bataillone sich zerstreuten, besannen sie sich auf ihre Pflicht. Und während unter den Böden der bernischen Zeughäuser vierhundert Kanonen — für die damalige Zeit eine der stärksten Artillerien der Welt — vergraben waren und später von Napoleon nach Ägypten mitgenommen wurden, feuerten im Morgennebel jenes verhängnisvollen 5. März am Grauen Holz zwei einsame bernische Geschütze auf die anrückenden französischen Husaren. Neunhundert Mann stellten sich zum hoffnungslosen letzten Kampf um das stolze alte Bern, derweil um die Stadt herum vierzigtausend Mann regulärer Truppen und Landsturm lagerten, die niemand anfeuerte und niemand ins Feuer führte.

Haben wir, die Nachfahren jener Berner von Neuenegg und vom Grauholz und auch der gnädigen Herren von Bern, aus jenen trübsten Tagen unserer Geschichte etwas gelernt? Ja, gewiss, wirst du sagen, lieber Leser, so Schmähhliches wäre heute nimmermehr möglich. Wirklich? Sind denn unsere gegenwärtigen Tage der Zeit von 1797 so unähnlich, als Bonaparte in einer Kurierkutsche durch die bernischen Lande rumpelte und Musse hatte, zu überlegen, wie er diese stolze Republik trotz ihres Waffenruhms und trotz ihrer mustergültig angefüllten Zeughäuser und trotz — nein wegen ihres gefüllten Staatsschatzes, zersetzen und besiegen könnte?

Heute wie damals weht ein fremder Geist über die helvetischen Lande. Nicht der Geist der Revolution, der Freiheit und der Menschenrechte — nein, der Geist der finsternen Reaktion, der Unfreiheit und Entrechtung, des Neuheidentums und der Tyrannei.

Heute wie damals ist das Land von Spionen und Wühlern durchsetzt, und Herr Motta ist «glücklich», diese Subjekte unter der straffen Leitung ihrer Gesandtschaften und Konsulate zu wissen; tagtäglich flutet hemmungslos fremde Propaganda über unsere Gemarkungen und unsere schwächliche und mutlose Regierung wagt nicht, die

selbstverständliche Massnahme der Schliessung der Grenze für alle demokratiefeindlichen Presseerzeugnisse.

Heute wie damals gibt man dem Begehren der Offiziere um eine einheitliche und verantwortliche Armeeleitung nicht statt und getraut sich nicht, klare Verantwortungen zu übertragen und zu übernehmen.

Heute wie damals machen unsere Regierungsmänner untertänige Bücklinge und sanktionieren mit unserm heiligen und bisher blanken Siegel der Eidgenossenschaft schmachvolles Unrecht, wie jenen Raubzug nach Abessinien und die Knechtung eines christlichen Volkes.

Heute wie damals schliesst man grosse Volkskreise von der Teilnahme an den Regierungsgeschäften aus, schachert um Sessel und Einflussphären und lässt gute Kräfte im Volke versanden.

Heute wie damals hortet man Gold und Silber — nicht nach Millionen, nein, nach Milliarden — und lässt einen Abwertungsgewinn von 600 Millionen Franken unnütz am Haufen liegen, statt ihn zur Aufrüstung zu verwenden.

Und doch ist heute etwas ganz anders als damals! Der raue Wind dieser «dynamischen» Zeit hat die Spreu vom Weizen geschieden und siehe da, welch ein guter und kräftiger Kern! Heute wie nie steht das Volk der Eidgenossen einig und entschlossen geschart um das weisse Kreuz im roten Feld.

Heute wie nie ist das Volk einig im Abwehrwillen gegen die Invasion der Apokalypse aus dem Geistesnebel des Nordens. Heute wie nie besinnt sich das Volk auf das unveräusserliche Erbgut seiner Väter, erstritten bei Sempach und Näfels und Laupen und Murten und von Generation zu Generation sorgsam gehütet, allen Drohungen der Zeitgewaltigen trotzend. So ist denn die Zeit gekommen, den Herren zu Bern laut und vernehmlich und eigensinnig zu erklären:

Wir verlangen eine stolze und starke Regierung. Gestützt auf die einige Kraft des Schweizervolkes und im Schutze von sechsmalunderttausend zu jedem Opfer bereiten, tapfern Soldaten sollt ihr Würde und Haltung wieder finden.

Wir verlangen die unnachsichtliche Schliessung unserer Grenzen gegen jede undemokratische, fremde Propaganda, trage sie als Signum Sichel und Hammer, Hakenkreuz oder Liktorenbündel. Wir verlangen die Auflösung aller undemokratischen Parteigebilde und ein Vorgehen gegen die Organisationen landfremder Elemente des Verrates und der Sabotage.

Wir verlangen, dass erst unsern Miteidgenossen und Soldaten Arbeit und Brot gegeben werde, bevor dreihunderttausend Fremden und wir dulden ferner nicht, dass man schweizerische Wehrmänner mit Frau und Kind mit vielen Kosten in fremde Weltteile

exportiert und in den Werkstätten unserer Rüstung fremde Direktoren und Ingenieure und Vorarbeiter wohl bezahlte Spitzeldienste leisten.

Wir verlangen die unverzügliche Verstärkung des ständigen Grenzschutzes auf fünfzehntausend Mann durch Verlängerung der Rekrutenschulen und anschliessenden Grenzdienst dieser ausgebildeten Einheiten und Schluss mit der trügerischen Spielerei von neun und neuestens freiwilligen Grenzschutzkompagnien, die nicht einmal den halben etatmässigen Bestand aufweisen und die, verzettelt auf vierhundert Kilometer, ein Spinngewebe sind gegen die Gefahr.

Wir verlangen eine einheitliche und verantwortliche Leitung unserer Armee schon im Frieden. Dann wird das Zutrauen aller Eidgenossen auch zur Regierung wiederkehren. Dann werden wir so stark, so zuversichtlich und so unüberwindlich sein wie nie zuvor und keine Macht der Welt wird sich getrauen, die Bastionen der Felsenburg unserer altbewährten Demokratie zu erklimmen.

Hans Schwarz.

Juli 1940.

Juli 40. Du erinnerst dich doch noch, lieber Leser, wie das damals war? In diesem schwülen Juli 1940, in diesem verfluchten Juli 1940. Wie da der bleiche Defaitismus um alle Ecken strich und die Mutlosigkeit sich ausbreitete wie eine Seuche und der feige Verzicht aus angsterfüllten Augen dich verzweifelt anstarrte im weiten, freien Helvetien!

Damals war's. Da schrieb ich diesen Brief in exakt 1266 Exemplaren und streute ihn über die helvetischen Lande und mancher brave Eidgenosse und manche tapfere Stauffacherin schrieben ihn ab in zehner, in fünfzig, in vielen hundert Exemplaren und er ging als Kettenbrief durchs ganze Schweizerland als hunderttausendfacher Ruf in allerschwerster Stunde.

An diesem Brief wiegt viel mehr als der Inhalt — das Datum. Ja, das ist mein stolzestes Pferd im Stall, so lange ich lebe, und dass es in dieser finstersten Nacht unserer Geschichte startete, gerade darauf bin ich unermesslich stolz bis an mein Ende.

Hans Schwarz.

Hans Schwarz

Köniz

K ö n i z , den 6./12. Juli 1940.

An alle meine lieben Leserinnen und Leser und Freunde.

In diesen dunklen Tagen, da anscheinend brutale Gewalt endgültig siegt über Freiheit und Recht, in dieser finsternen Zeit, da Frankreich unter dem Kommissstiefel der Nazi-Preussen seufzt, ist es mir ein Herzensbedürfnis, mich gleichsam zu Ihnen zu setzen und einige Worte an Sie zu richten — überzeugte Worte einer unaustilgbaren Zuversicht. Besonders an alle unter euch, die die Hoffnung auf den Sieg der freien Völker aufgegeben haben.

Lassen Sie mich Ihnen mit fester Überzeugung sagen: Frankreich wird wieder auferstehen in seiner ganzen Grosse und Macht und geläutert durch das Unglück dieser Tage. Die freien Völker werden über die brutalste, herzloseste und verächtlichste Gewalt aller Zeiten siegen. Und dieser Sieg ist wohl viel näher, als wir alle zu hoffen wagen. Fassen Sie diesen festen Glauben, auch wenn noch einige Wochen lang Hiobsposten kommen. Lassen Sie sich diesen Glauben nicht zerstören durch eine — zu unserer Schande sei's gesagt — längst gleichgeschaltete Presse, die kommentarlos in «grosser Aufmachung» die Triumphmeldungen der Zerstörer von Warschau, von Rotterdam, von Dünkirchen und vielen tausend schönen Städten und friedlichen Dörfern übernimmt, durch den Radiosprecher der

schweizerischen Depeschenagentur, der vorab und ausführlich die deutschen Meldungen bringt und die englischen bagatellisiert und — durch sibyllinische Reden vom Bundesratstisch aus, die von notwendiger Neuorientierung sprechen. Wir Schweizer haben uns nicht neu zu orientieren, wir denken gar nicht daran, uns umzustellen und zur momentanen Macht zu desertieren. Jetzt ist die Zeit, wie seit hundert Jahren nicht und in den nächsten hundert Jahren nicht wieder, zu zeigen, dass wir Eidgenossen sind und würdige Nachfahren der Männer von Sempach und von St. Jakob an der Birs, die ihr Knie nicht beugten vor der Macht der Tyrannen. Jetzt, in der Stunde der Gefahr und nicht an irgendeiner Höhenstrasse irgendeiner Landesausstellung oder im Pulverdampf und Weinnebel eines eidgenössischen Schützenfestes, ist Gelegenheit mit hoherhobenem Haupte zu erklären: Frei wollen wir sein, oder nicht mehr sein! Wir wollen nicht erröten vor unsern Nachfahren und makellos wollen wir ihnen das Erbe unserer siebenhundertjährigen Freiheit übergeben. Der Fortbestand aber dieser Freiheit wollen wir von keinem Sterblichen erbetteln oder mit Bauernpffigkeit durch die Gefahren dieser Stunde schmuggeln. Keinen Zoll unserer Rechte und kein Endchen unserer Freiheiten geben wir preis. Jedem, der an diese alten Rechte rühren will, erklären wir: Komm und hole sie. Wir fürchten uns nicht und wenn einer sich fürchtet, den das Volk an verantwortungsvollen Posten stellte, so soll er abtreten.

Lassen Sie mich Ihnen zum Schluss eine kurze historische Reminiszenz anschliessen, die Ihnen beweisen soll, dass exakt gleiche Vorgänge genau gleiche Wirkungen auch früher auslösten und dass, wie die Geschichte Blatt für Blatt beweist, keine Bäume in den Himmel wachsen:

Sommer 1797. Ein bisher unbekannter, kleiner Brigadegeneral hat mit einer zerlumpton und ausgehungerten Arme das stolze Österreich zu schimpflichen Frieden gezwungen und alle Könige und freien Republiken des obern und mittlern Italien in einem unaufhaltsamen und phantastischen Siegeslauf unterworfen. Das Direktorium zu Paris verleiht ihm den Titel «Mann der Vorsehung» und erlässt folgendes Manifest: «General Bonaparte hat fünf grosse Armeen vernichtet, in 18 Schlachten und 67 Gefechten gesiegt, 160,000 feindliche Soldaten zu Kriegsgefangenen gemacht, 160 feindliche Fahnen zum Schmuck unserer militärischen Gebäude und 1180 Geschütze zur Vermehrung unserer Arsenale nach Frankreich geschickt, 200 Millionen dem Staatsschatz und Kriegsschiffe unsern Häfen zugeführt. Er hat achtzehn Völkerschaften frei gemacht.»

In seinem Lustschloss zu Caserta sitzt angstbleich Ferdinand IV., König von Neapel und beider Sizilien. Er hat all seinem geringen Mut längst den Rücken gekehrt und dunkle Drohungen des Korsen lassen ihn die schwärzeste Zukunft sehen. Ihm gegenüber mit stoischem Gleichmut der Gesandte von Britannien, Lord Hamilton. Der König sucht ihn zu

überzeugen, dass sich die europäischen Mächte damit abfinden müssten, unter die Hegemonie Frankreichs zu kommen, dass jeder fernere Widerstand nutzlos sei. Der mächtige Verbündete Österreich zu einem Separatfrieden gezwungen! Alle kleinen Staaten unterworfen! Die reichsten Provinzen als Pfänder in der Hand des Eroberers! Ob denn Seine Lordschaft noch irgendeinen Ausweg sehe? Da flackert um die Mundwinkel des alten englischen Diplomaten ein zuversichtliches Lächeln: «Majestät, solange England im Kriege steht, hat Frankreich diesen Krieg nicht gewonnen. Und England wird so lange im Kriege stehen, bis Frankreich diesen Krieg verloren hat.» England erlitt dann bekanntlich noch viele Rückschläge, bis die zuversichtliche Voraussage Hamiltons in Erfüllung ging. «England verliert alle Schlachten — bis auf die letzte.» Aber seit tausend Jahren hat England die letzte Schlacht stets gewonnen und es wird auch in diesem Kriege die letzte Schlacht gewinnen.

Wie einfach stellen sich naive Leute bei uns und wohl auch anderwärts eine Landung in Grossbritannien vor. Englands Küsten sind zu vier Fünfteln unerklimmbare, steil ins Meer abfallende Kreidefelsen von 100 bis 300 Meter senkrechter Wand. Die Landungsmöglichkeiten sind relativ beschränkt. Dichte Minengürtel säumen die wenigen Zufahrtsskorridore. Luftangriffe? Gut. Die Royal Air Force hat bereits bewiesen, was sie vermag. Luftlandetruppen? Ohne Tanks, ohne schwere Artillerie? Eine einzige Division benötigt ohne den weitem Nachschub tausend Transportflugzeuge. Schwere Transporter können nur auf guten Pisten landen. Die Flugplätze sind verteidigt mit dreissigtausend Schuss in der Minute! Schnellboote? Unterwassertransporter? Sie müssen erst die Minenfelder durchstossen und die englische Flotte in die Flucht schlagen, um an den feuerspeienden Küsten anzulegen. Also: Go on! Meine Zuversicht schöpfe ich aus der Kenntnis der unverwüstlichen Zähigkeit der britischen Völker. Sie sind die letzten Streiter für das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Sie werden diese grösste Probe ihrer Geschichte bestimmt bestehen und sie werden mächtigen Zuzug erhalten nach dem ersten defensiven Erfolg. Dazu beweisen die wahrhaft «dynamischen» Vorgänge im Osten, dass im Schosse des Schicksals noch viele Würfel liegen, die, einmal geworfen, die politische und militärische Lage mit einem Schlage ändern werden. Für uns aber gilt die Losung: Fest bleiben und unverzagt! Vertrauen wir auf unsere eigene Kraft, geben wir kein Beispiel erbärmlicher Schwäche, auf dass das Wort Victor Hugos in Erfüllung gehe: «In der Ordnung der Dinge wird die Schweiz das letzte Wort haben.»

Damit drücke ich Ihnen freundeidgenössisch die Hand in unbeirrbarem Glauben an den Sieg der freien Völker.

Hans Schwarz

Nachdem die 1266 Exemplare dieses Streubriefes versandt waren, fuhr die Bundespolizei vier Mann hoch vor und beschlagnahmte einen Rest von zwölf Exemplaren. Die «Nation» hat ihn in ihrer Nummer 34 vom 22. August 1940 auszugsweise veröffentlicht.

*

Von der Presse nicht aufgenommen, an 600 Adressen als Streubrief versandt.

K ö n i z , den 21. August 1940.

Am Vorabend der grossen Wende.

«Ce qui m'a frappe le plus dans le monde, c'est l'impuissance de la force de ne rien créer de durable. A la longue le sabre est toujours battu par l'esprit!»

Napoleon an Fontane auf St. Helena.

Liebe Leserin, verehrter Leser!

Wenn der grösste Feldherr aller Zeiten auf dem einsamen Felsen von St. Helena sich zu dieser bitteren Erkenntnis und zu diesem immer gültigen Geständnis durchrang, wenn Napoleon, der nicht ein wild gewordener Bajazzo, sondern ein gottbegnadetes Universalgenie war, nach einem Leben beispielloser Siege und Erfolge dieses Bekenntnis gleichsam als Vermächtnis der Nachwelt hinterliess, dann darf dies wohl auch für unsere finstern Tage ein Trost sein.

Als ich Ihnen vor sieben Wochen einige ermutigende Worte zusandte, geschah es zu einem Zeitpunkt der tiefsten Depression, zu einer Zeit, da den meisten unmöglich schien, dass noch irgendwo ein Damm der verheerenden Flut entgegengesetzt werden könnte, da auch bei vielen Tausenden unter uns alle Zuversicht niedergebrochen war und da diesem sich ausbreitenden Defaitismus durch eine gänzlich deplazierte Rede des Bundespräsidenten Tür und Tor aufgestossen wurde. Fürwahr welche Männer hatte unsere alte Eidgenossenschaft zu solcher Stunde an der Spitze! Wo blieben sie, die vor Patriotismus überschäumenden Vielredner der weiland Schützen-, Schwing- und Turnfeste und der fahnenreichen Höhenstrasse der Landesausstellung?

Ein Prominenter blieb aufrecht — unser General! Auf dem Rütli scheuchte er die Geister des Defaitismus und der feigen Kompromisse in ihre Schlupfwinkel. Für uns Eidgenossen gibt es nie eine Kapitulation, wir haben uns nicht eilig einer momentanen Macht anzugleichen. Was man uns während unseres ganzen Lebens in Schule, Militärdienst und politischem Mitwirken als Ideal hinstellte, lassen wir uns nicht von den gleichen Leuten, nur weil sie schlotternde Angst in den Knochen haben, heute ausreden und als sofort

erneuerungsbedürftig hinstellen. Unsere Demokratie ist trotz noch anhaftender Mängel die beste Gesellschaftsordnung im politischen Leben und wir hauen jedem auf die Finger oder zünftig übers Maul, der sie uns, mit liebedienerndem Seitenblick über die Grenzen, herabsetzen möchte. Was an unsern Institutionen zu erneuern ist, werden wir schon selbst herausfinden und es pressiert uns nicht. Jetzt gerade erst recht nicht. Und wenn grad einiges wirklich falsch wäre, jetzt wird's uns verrecke nicht geändert und wem's nicht passt, der soll einen Stecken dazu stecken.

Hans Schwarz

*

Köniz, den 22. August 1940.

An die Bundesanwaltschaft, Bern.

Herr Bundesanwalt,

Sie haben heute durch Organe der Bundes- und Ortspolizei bei mir einen Restbestand von Zirkularschreiben an meine Leser, versandt unterm 6./12. Juli a. c., beschlagnahmen lassen.

Ich richte anmit gegen diese widerrechtliche Massnahme

Beschwerde

ein und verlange die Rückgabe der weggenommenen Zirkulare.

Dieser Beschwerde gebe ich folgende Begründung: Es existiert kein Bundesgesetz und nicht einmal ein Bundesbeschluss, wonach es Privatpersonen untersagt ist oder verboten werden kann, gegenüber andern Privatpersonen ihre freie Meinung über Zeitereignisse zu äussern. Wenn auch für unsere Staatsführung die Neutralität bindend ist, so ist sie es keinesfalls für den einzelnen Bürger. Ich bekenne frei, nicht neutral zu sein und ich habe das Recht dazu. Veranlassen Sie erst einmal einen Bundesbeschluss, der dem einzelnen Bürger Neutralität vorschreibt und es wird sich dann erweisen, ob das souveräne Schweizervolk sich auch diese Beschneidung seiner Rechte gefallen lässt, nachdem man ihm in bedauerlicher und unwürdiger Ängstlichkeit vor momentanen Zeitgrössen die freie Presse wegnahm.

Auf mein Zirkularschreiben habe ich Hunderte von begeisterten Zustimmungen erhalten, darunter von prominenten Eidgenossen, von angesehenen Professoren, Ärzten, Lehrern, Offizieren und Industriellen, die wiederum ihrerseits das Zirkular in Tausenden von Abzügen weiterverbreiteten. Diese Aufmunterung war durchaus am Platze. Sie erfolgte zu einem Zeitpunkt tiefster Depression unmittelbar nach einer höchst deplazierten und

defaitistischen Radioansprache des Bundespräsidenten. Ich bestreite ganz energisch, mich damit «staatsgefährlicher Umtriebe» schuldig gemacht zu haben.

Ich bestreite keineswegs die schwierige Lage, in der sich unsere Bundesregierung gewissen Nachbarstaaten gegenüber z. Zt. befindet und ich habe auch volles Verständnis für Ihre schwere Aufgabe, Herr Bundesanwalt. Ich aberkenne aber oft die Richtigkeit behördlicher Massnahmen, die auf den Widerstandswillen des Volkes lähmend wirken und ich glaube fest, dass nur eine würdige und unerschrockene Haltung nach aussen unserm Volk und Land nützlich ist.

Genehmigen Sie, Herr Bundesanwalt, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung:

Hans Schwarz

*

Lidice.

Köniz, den 11. Juni 1942.

An den Schweizerischen Bundesrat,
an die Schweizer Presse.

Sie haben ohne allen Zweifel wie das gesamte Schweizervolk und die ganze zivilisierte Welt mit tiefster Entrüstung und grenzenlosem Abscheu von der barbarischen Vernichtung des kleinen, tschechischen Dorfes Lidice durch eine vertierte Soldateska Kenntnis erhalten. Alle Männer, alle Jünglinge hingeschlachtet, die Frauen unter herzerreissenden Szenen ihren Kindern entrissen und verschleppt, das friedliche Dorf dem Erdboden gleichgemacht — und dies im zwanzigsten Jahrhundert, im Herzen des alten Europa, verübt an einem friedliebenden, feingebildeten Kulturvolk, nicht in der Hitze der Schlacht, sondern mit kaltem Vorbedacht und grausamer Berechnung. Ich sehe Lidice noch vor mir, ein kleines Dorf mit weiss getünchten Häuserzeilen, wie tausend andere Dörfer in Böhmen und Mähren und der Slowakei, bewohnt von armen, schlichten Bergarbeitern und kleinen Bauern und Holzfällern.

Lidice ist nicht mehr. Seine Mordbrenner glauben, sogar seinen Namen ausgelöscht zu haben für alle Zeiten. Welch ein verhängnisvoller Irrglaube. Der Name dieses unglücklichen Dorfes geht um die Welt und wird zum Fanal eines weltumspannenden, glühenden Hasses, der rachefordernd nicht zur Ruhe kommen wird, bis die letzten der Bluthunde von Lidice gebüsst haben werden. Lidice wird auferstehen, nicht als kleines Bergarbeiter- und Bauerndorf, nein, als Wallfahrtsort der Welt und sein Name wird fortleben

bis in die spätesten Zeiten, wenn die Pestseuche des Nationalsozialismus längst restlos ausgebrannt sein wird.

Mir aber will scheinen, dass auch wir Schweizer diese grauenvolle Untat nicht lediglich in stummem Entsetzen zur Kenntnis zu nehmen haben. Als freier Bürger der freien schweizerischen Eidgenossenschaft fordere ich den hohen Bundesrat auf, im Namen der geschändeten Menschlichkeit gegen die sadistische Barbarei von Lidice, die wirklich nur ein Hitler mit seinem Namen decken kann, formellen und schärfsten Einspruch und flammenden Protest zu erheben.

Die Schweizer Presse fordere ich auf, sich auf ihre hohe Mission zu besinnen und — unbekümmert um eine beschämend ängstliche Zensur — gegen diese Massenabschlachtung von Unschuldigen gegen diese beispiellose Grausamkeit, begangen an Frauen und Kindern, Verwahrung einzulegen.

Es ist ganz gleichgültig, ob diese Aktionen jetzt etwas nützen oder nicht, vor allem ist es vollständig gleichgültig, ob sie von der derzeit noch am Ruder stehenden deutschen Regierung als unangebrachte Einmischung zurückgewiesen werden. Es ist ganz einfach Ihre Pflicht vor Gott und den Menschen, diese unerhörte Schandtät anzuprangern und ihre Urheber anzuklagen.

Es gibt keine stichhaltigen Opportunitätsgründe, die Sie veranlassen können, sich einer Stellungnahme zu entziehen. Dieser Krieg ist längst zu Gunsten der freien Nationen entschieden. Ich verlange von Ihnen, der Schweizerischen Regierung und der Schweizer Presse, nicht einmal einen aussergewöhnlichen Mut für diesen Schritt, nicht annähernd so viel Mut, wie ihn heute die Vertreter der beiden Kirchen in Deutschland aufbringen, nicht den Mut der Synode der katholischen Bischöfe Deutschlands, die trotz der Mordgestapo im März dieses Jahres einen mannhaften Hirtenbrief von allen Kanzeln verlesen liess. Und gerade dieses bessere Deutschland, das heute mundtot und selbst versklavt ist und in dessen Namen und auf dessen Verantwortung hin derartige Verbrechen verübt werden, gerade dieses bessere Deutschland soll uns dereinst nicht den berechtigten Vorwurf machen können: Ihr wäret die letzten Freien deutscher Zunge und ihr habt feige geschwiegen dazu!

Hans Schwarz

Geht in Abzügen an die britische, die amerikanische, die deutsche Gesandtschaft in Bern und in einigen hundert Exemplaren an prominente Parlamentarier und Eidgenossen.

TELOCVICNA JEDNOTA

TSCHECHOSLOWAKISCHER
TURNVEREIN

SOCIETE GYMNASTIQUE
TCHECOSLOVAQUE

«Sokol»

Zürich, den 1. September 1942.
Lintheschergasse 17

Herrn Hans Schwarz, Schriftsteller, Köniz b. Bern.

Sehr geehrter Herr Schwarz,

Als einzige «Sokol-Gemeinde» auf dem Kontinent, welche bis heute noch nicht vom Nazi Regime erfasst und verboten worden ist, möchten wir Ihnen im Namen unseres Vereins unsere volle Hochachtung und unseren herzlichsten Dank aussprechen für Ihr Zirkularschreiben v. 11. Juni a. c.

Auf Ihren Studienreisen in unserer geliebten Heimat hatten Sie sicher Gelegenheit gehabt, sich auch von den hohen kulturellen Zielen der Turngemeinde «Sokol» zu überzeugen, von unserem Kampf um nationale Freiheit und Gerechtigkeit, so dass Sie gewiss unsere Trauer um die furchtbaren Leiden unseres Volkes nachfühlen werden. Ihre so feste und eindeutige Stellungnahme zu dem unmenschlichen Vorgehen in Lidice und Lezaky, bedeutet für uns neue Kraft im Kampf gegen die Lüge und Knechtschaft und wir teilen mit Ihnen die Zuversicht für den endgültigen Sieg der Wahrheit. Der Befreier unserer Heimat, T. G. Masaryk, hat uns denn auch seinen tapferen und herrlichen Wahlspruch mit auf den Weg gegeben:

«Die Wahrheit siegt»

Empfangen Sie, sehr geehrter Herr Schwarz, den Ausdruck unserer vollkommenen Hochachtung:

Für den Vorstand:

Der Präsident: Jan Sriy

Der Aktuar: C. Chudoba

Ein Vorstandsmitglied: M. Houdeckova

CESKY ZPEVACKY SPOLEK
«Tabor»
TSCHESSCHISCHER GESANGVEREIN IN ZÜRICH

Zürich, den 27. August 1942.

Lintheschergasse 17

Herrn Hans Schwarz, Schriftsteller, Köniz b. Bern.

Sehr geehrter Herr Schwarz,

Mit grosser Ergriffenheit haben wir in unserem Verein vom Inhalt Ihres Zirkularschreibens, datiert vom 11. Juni a. c., Kenntnis genommen.

Es war für uns ein Erlebnis, dass ein Schweizer so fest und stark gegen das schreckliche Unrecht, das heute unserem Volke tagtäglich geschieht, Stellung nimmt, und wir möchten Ihnen für Ihre wahrhaft grosse und edle Gesinnung, wie auch für Ihre persönlichen Opfer, die Sie im Kampfe für Gerechtigkeit und Freiheit gebracht haben, unsere volle Anerkennung und unseren tiefsten Dank aussprechen. Falls Sie einmal Gelegenheit haben werden, nach Zürich zu kommen, heissen wir Sie in unserer Mitte herzlich willkommen. Inzwischen genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Schwarz, den Ausdruck unserer vollkommenen Hochachtung:

Im Namen unserer gesamten Mitgliedschaft:

Der Präsident: C. Chudoba

Der Aktuar: Jan Mazena

Köniz, den 28. Juni 1942.

Tobruk.

Tobruk ist gefallen und prompt senkt sich auf einige zehntausend unserer lieben Mitbürger ein Alldruck der Verzagtheit und des Kleinmutes. Was ist denn schon los? Ein besonders grosser General hat mit besonders grossem Glück einen weniger grossen General mit besonders grossem Pech geschlagen und die Achsenbrüder stehn genau wieder da, wo sie bereits vor anderthalb Jahren stunden. In den Redaktionsstuben Helvetiens aber spitzen die Trockenhaus-Strategen ihre gewaltigen Federn und faseln weltumspannende Möglichkeiten zusammen von einer sagenhaften Zange, die sich deutlich abzuzeichnen beginne und in deren Griff das Herz des britischen Imperiums bald rettungslos eingeklemmt sein werde.

Wie anders steht es gottlob und für jeden erkennbar, der seine klaren Sinne bewahrt. Nämlich unabstreitbar so:

Hitler hat noch eine winzige Zeitspanne, diesen Krieg zu gewinnen — eine allerletzte Galgenfrist von 125 Tagen, exakt abgezählt — dann ist der zweite russische Winter da, ein Leichentuch über die so genannte «Neu-Ordnung» des Mannes aus Braunau zu breiten, diese satanische Neu-Ordnung, die Europa in ein Zuchthaus verwandelte, 15 Millionen Menschen bis heute in ein frühes Grab und mehr als 40 Millionen an den Bettel brachte und die ganze bewohnte Erde in ein unvorstellbares Elend stürzte.

Innerhalb dieser knappen 125 Tage sollten ihm seine Rommel und Bock und Manstein folgendes schaffen:

die britischen Armeen im nahen Orient vernichtend schlagen, Ägypten, Palästina, Syrien, Irak, Iran, Cypern und Malta erobern — insgesamt eine Wegstrecke von 2000 Kilometern nordöstlich und 1500 Kilometer südlich vom derzeitigen Standpunkt Rommels, durch Wüsten und Steppen und über unwegsame Gebirge,

die Sowjetarmeen von heute wohl mehr als 10 Millionen Mann aus dem Felde schlagen, das ganze europäische Russland besetzen, den Ural und den Kaukasus überschreiten und die riesige Sowjetindustrie im endlosen Sibirien in seine Hand bringen — Distanz beiläufig 12,000 Kilometer,

die britische und amerikanische Flotte vernichten, auf den britischen Inseln landen und die dort heute auf 4 Millionen Mann angewachsenen englisch-amerikanischen Heere zum Kampfe stellen und besiegen,

die grösste Industrie- und Wirtschaftsmacht der Welt, das ungestört ad infinitum Kriegsmaterial produzierende und eine 10-Millionenarmee rekrutierende Amerika zu einem schimpflichen Frieden zwingen,

das versklavte Europa niederhalten, in dem es gärt und brodelte und an dem die dünner werdenden Besatzungsarmeen kleben wie Läuse am Fell,

und dies alles mit einem ausgepumpten, kriegsmüden, von fremden Fronsklaven durchsetzten, von den Gestapolumpen terrorisierten Volk, unter den Fängen der Royal Air Force, der Sovjetluftmacht und bald zehntausender amerikanischer Bomber — in hundertfünfundzwanzig Tagen!

Wahrhaftig, ihr Siebengescheiten und Kleinmütigen, hockt euch doch mal ordentlich auf euer Drehstühlchen und nehmt Atlas und Masszirkel zur Hand und zeichnet eure Zange ein und ihr werdet erkennen, was für Bockmist ihr da zusammengabelt, euren naiven Zeitungsschafen das Gruseln nicht ausgehen zu lassen! Und schreibt nicht mehr so abschätzig über die Engländer! Die Engländer sind schon recht. Ihr würdet sicher nicht mehr auf dem Drehstühlchen an dieser berühmten Zange herumkauen, sondern in Dachau im Schnellschritt stossbärren, — wenn anders ihr nicht zu verfluchten Quislingen geraten sein würdet — was ich auch nicht von einem einzigen annehmen möchte, natürlich! Die Engländer haben in ihrer Geschichte viele hundert Schlachten verloren, aber noch gar nie einen Krieg. Und wenn sie auch in diesem totalen Hitlerkrieg noch Lehrbuben sind, so jedenfalls nicht die dümmsten Lehrbuben, sie haben dem böhmischen Gefreiten allerlei abgeguckt und Nerven haben sie aus Leder und nicht aus abgezogener Cervelatschindti. Lasst doch endlich all die Blödheiten, über die ihr euch selbst katzgrau ärgern werdet, wenn ihr sie nach dem Krieg, also in längstens 6 Monaten, nachlesen werdet. Und schliesslich wollt ihr dann doch wieder an Schützenfesten und Rütli-schiessen und Hornusser- und Schwingertagen grosse Töne von euch geben von dem Mut unserer Altvordern und der Helvetia, die noch hat der Söhne ja! Also!

Hans Schwarz

*

Die Flüchtlinge.

«Es gibt kein fremdes Leid, das wir nicht in unserer Seele mitfühlen würden ... Mitten drin im Getöse der Waffen erfüllen wir, einem höheren Gesetz und höherer Verpflichtung folgend, nach unsern bescheidenen Kräften die uns anvertraute, eigene Sendung, damit die Flamme der Liebe und des Sichwiederfindens nicht erlösche.»

Bundesrat Etter am 1. August 1942.

K ö n i z , den 25. August 1942.

Herr Bundesrat von Steiger,

Vorsteher des eidg. Justiz- und Polizeidepartements, Bern.

Herr Bundesrat,

Bei Ihrem Eintritt in die Regierung brachte Ihnen das Schweizervolk grosses Vertrauen entgegen. Es sah in Ihnen nicht vorab den gewiegten Juristen, vielmehr den Vertreter aus altem, bernischen Geschlecht, den Träger eines stolzen Namens, den Garanten für eine mutige Politik. Sie dürfen das Ihnen so spontan entgegengebrachte Vertrauen nicht enttäuschen.

Unter Ihrer Amtsführung und offenbar mit Ihrer Billigung ereignen sich dieser Tage Ungeheuerlichkeiten, die der Schweiz unwürdig sind, die unser Land bei allen zivilisierten Nationen diskreditieren, die unserer stolzen Tradition der Humanität gegenüber den schuldlos Verfolgten ins Gesicht schlagen. Nach Pressemeldungen werden auf Weisung der Fremdenpolizei tagtäglich arme, von den Nazi-Banden gehetzte Menschen, darunter Frauen und Kinder, die im Glauben an den guten Namen der Schweiz unser Land unter Lebensgefahr erreichen, hartherzig ihren Henkern ausgeliefert. Ihre Polizei hat vom souveränen Schweizervolk keinen Auftrag zu dieser infamen Handlungsweise. Ganz im Gegenteil, Sie handeln wider Ihre Pflicht und wider Ihre Ehre, wenn Sie das zulassen oder gar anordnen. Die durch Ihr Departement der Presse zugestellte «Entschuldigung» für die skandalösen Vorfälle sucht vergeblich beschwichtigende Gründe zusammen: wir seien nicht in der Lage, einen ungehemmten Flüchtlingsstrom aufzunehmen, unsere Ernährungslage verbiete dies, auch sei heute eine uneingeschränkte Asylgewährung politisch nicht tragbar. Diese Entschuldigungen, Herr Bundesrat, sind nicht stichhaltig, sie sind erbärmlich, sie sind unwürdig. Es sind Ausflüchte filziger Krämerseelen und verächtlicher Feiglinge obendrein. Sie dürfen Ihren Namen nicht beschmutzen, indem Sie dieses niederträchtige Elaborat als verantwortlicher Chef decken.

Unsere geschichtliche Mission, unser Stolz als freie Männer einer freien Nation, das unbefleckte Andenken an unsere Altvordern, die ihr Knie nicht beugten vor dem Herzog, gebietet uns, den Verfolgten in unsern Bergen Schutz und Hort zu gewähren. Wenn Hundert kommen, so wollen wir Hundert aufnehmen, ohne lange zu fragen; wenn Tausend kommen, dann Tausend; wenn Zehntausend kommen, dann Zehntausend. Wo sich vier Millionen noch alle Tage satt essen, schmälern Zehntausend mehr die Bissen nicht. Und wenn auch! Und weshalb soll die Aufrechterhaltung des Asylrechtes aussenpolitisch nicht mehr tragbar sein? Sind wir ein Protektorat? Wir haben uns einen Teufel darum zu scheren, ob unsere

Humanität ändern Leuten passt oder nicht. Nicht tragbar ist ganz etwas anderes. Wir haben uns damit abgefunden, in einem Herrn Pilet, in einem Herrn Celio nicht gerade heroische Vertreter unserer ruhmreichen Eidgenossenschaft zu haben. Untragbar aber ist es, wenn sich ein Bundesrat von Steiger hinzugesellt.

Ich bin nur ein einfacher Bürger ohne Amt und Würden und besonderen Rang. Aber ich weiss alle guten Eidgenossen hinter mir, wenn ich Sie auffordere: Macht die Grenzen auf für die schuldlos Verfolgten der verächtlichsten Tyrannei, die je die Geschichte der Menschen beschmutzte!

Sie aber, Herr Bundesrat, haben noch einen Grund mehr, dieser berechtigten Forderung zu willfahren. Sie entstammen dem bernischen Patriziat, dessen Staatskunst Friedrich der Grosse bewunderte. Haben unsere alten, gnädigen Herren von Bern, die doch beste Beziehungen zum Sonnenkönig unterhielten, die Hugenotten seinen Häschern wieder ausgeliefert? Nein, mehr als zwanzigtausend wurden aufgenommen und Bern und die alte Eidgenossenschaft hatten es nicht zu bereuen! Mit welchem Recht nun, Herr Bundesrat, würden Sie und Ihre Amtsgenossen inskünftig an weinseligen Schützenfesten und Landesausstellungen das Lob dieser Altvordern preisen, wenn Sie jetzt, wo es gilt, vor dem Stirnrunzeln eines ohnehin dem baldigen Untergang geweihten Tyrannen kuschen!

Wenn Sie dem entgegenhalten möchten, dass es weise Opportunitäts-Politik sei, die der Bundesrat auch in diesem Falle treibe, um das Staatsschiffchen der Eidgenossenschaft durch die Stürme dieser Zeit möglichst sicher zu steuern, so ist dies nicht stolz, nicht ehrbar und zudem falsch. Opportunitäts-Politik ist nicht nur die erbärmlichste Staatskunst, sondern in unserm Falle auch die kurzsichtigste. Sie selbst, Herr Bundesrat, sind jedenfalls ebenso fest davon überzeugt wie ich, dass auch diesmal die Kriegsbeginner nicht die Kriegsgewinner sein werden. Aber ich sage noch mehr. Dieser Krieg wird bald zu Ende sein. Im September werden im Osten die Dinge eine grosse Wendung nehmen und im Westen wird die zweite Front erstehen. Und dann wird mit der so genannten Neuordnung des Mannes aus Braunau gleich Schluss sein. Es wird dann alles so schnell gehen wie im Märchen, wenn der Teufel den Schuster holt.

Wie stehn wir dann da! Gerade stolz gehen wir Hirtenknaben aus dieser «dynamischen» Zeit ohnedies nicht hervor. Als voraussichtlicher Nachfolger des dann wirklich nicht mehr «tragbaren» — aussenpolitisch und innenpolitisch nicht mehr tragbaren — Monsieur Pilet im Aussen-Ministerium werden Sie, Herr Bundesrat, dann eine recht kitzlige und amüsante Sachen zu erledigen haben: wir werden nämlich dann Hals über Kopf und gar nicht eilig genug diese verfluchte Sovjetunion de facto und auch de jure anerkennen, dieweil die bärtigen Kubankosaken ihre struppigen Rosse am Bodensee tränken; wir werden den Negus von Abessinien recht höflich bitten, trotz allem was während der Motta-Aera

geschah, in verzeihender Grossmut einen eidgenössischen Gesandten am Hofe zu Addis-Abeba zu empfangen; wir werden die tschechoslowakische Gesandtschaft, die wir liebedienerisch aus ihrem eigenen Hause warfen, unter tausend Komplimenten wieder hineinführen, Bundesweibel vorn und Bundesweibel hinten, und wie ehrfurchtsvoll werden wir an den Lippen der Völkerbundsdelegierten aus Britannien und den USA hängen und kein vernünftiger Mensch im weiten Helvetien wird noch begreifen können, dass es jemals solche Drahtbinder gab, die am Siege der Demokratien zweifelten!

Aber irren wir uns nicht! Alles was wir heute tun und lassen, wird nicht nur jener bedrohlichen Mappe einverleibt, die angeblich trotz all unserer knechtischen Dienstfertigkeit während der verflossenen 3 Jahre immer dicker wurde! Auch die grossen Demokratien beginnen, unbeschadet aller Nachsicht, zu registrieren, wie wir uns verhalten. Und vor allem: wir Schweizerbürger werden unverzüglich unsere volle Souveränität zurückholen, die Zensur hinwegwerfen, die Presse von jedem Staatseinfluss befreien und kraft unseres Rechts vom Bundesrat eine peinliche und detaillierte Abrechnung fordern! Wir versichern Sie, dass auch wir unsere Mappe angelegt haben und dass sie mindestens so bauchig sein wird wie die dannzumal im Brand von Berlin verkohlte Mappe des Lügendoktors mit dem Klumpfuss!

Sie und der Bundesrat haben noch eine relativ kurze Zeit, vieles wieder gut zu machen.

Hans Schwarz.

Die Schweizerpresse steht unter Kuratel. Trotzdem haben mutige Zeitungen der lodernden Empörung des Volkes über die Massnahmen der Fremdenpolizei Ausdruck gegeben. Ich sende daher diesen Brief auch an die Presse, mit der Bitte, ihn wenigstens auszugsweise zu veröffentlichen. Ausserdem an dreihundert Mitbürger mit Autorisation, ihn wortgleich an möglichst viele Eidgenossen in eigenen Abschriften weiterzugeben. Der sich um die Zukunft der Schweiz und ihrer Gastgewerbe so verdient machenden Fremdenpolizei vorab die erste Kopie!

Ballast im Rettungsboot.

Von Hans Schwarz

«Wer ein schon stark besetztes kleines Rettungsboot mit beschränktem Fassungsvermögen und ebenso beschränkten Vorräten zu kommandieren hat, indessen Tausende von Opfern einer Schiffskatastrophe nach Rettung schreien, muss hart scheinen, wenn er nicht alle aufnehmen kann.»

Bundesrat von Steiger am 30. August 1942 an der Tagung der Jungen Kirche in Zürich.

Als Insasse des Rettungsbootes, also als Augenzeuge, werde ich vor dem zuständigen See- und Prisenengericht auf Befragen unbeeinflussbar Folgendes aussagen:

Der Vergleich unseres Rettungsboot-Admirals ist an den Haaren herbeigeschleift. Wir sind nämlich gar kein Rettungsboot. Ich will zwar nicht behaupten, dass wir ein protziger Dampfer sind, wir sind vergleichsweise etwa ein Segler. Segler sind bekanntlich bescheidene Fahrzeuge, die nicht viel Lärm und Rauch machen und gleich die Segel streichen, wenn der Sturm über die See fegt. Also einigen wir uns auf einen Segler. Die Behauptungen unseres Admirals entsprechen, mit geziemendem Respekt zu melden, nicht den Tatsachen. Zum Zeitpunkt der vielen Schiffskatastrophen war unser Segler noch genau so intakt wie am Tage, da wir den Friedenshafen verliessen. Unsere Vorräte wurden schon zu Beginn der Fahrt abgeteilt, so dass es auch noch für ein paar Schiffbrüchige mehr reichlich gelangt haben würde ohne irgendwelche Verkürzung der Tagesrationen, die stets genügend waren. Von allen frühern Schiffskatastrophen hatten wir auf unsere 700 Mann Besatzung erst einen einzigen Schiffbrüchigen aufgenommen.

Unser Admiral ist wohl gar kein so hartherziger Mann, wie er hier vor dem hohen Seegericht gelten möchte. Aber er hat den Entscheid über die Aufnahme von Schiffbrüchigen dem ersten Maat übertragen. Und dieser nun, ja der hat Schändliches getan. Er hat nicht nur die wenigen Unglücklichen, Greise, Frauen und Kinder, die sich durch die hochgehenden Sturmfluten und die unzähligen Haifische bis an unser Backbord durchkämpfen konnten, mit Fusstritten zurück in die dunklen Fluten gestossen, nein, er hat auch den armen Teufel, der bereits seit Wochen an Bord war und den wir für unsern Bruder ansahen, durch die Wachen über Bord werfen lassen. Und deshalb haben wir, die Besatzung und die Offiziere, ein paar Lumpen und Stiefellecker ausgenommen, gemeutert. Wir klagen diesen Maat und seine Spiessgesellen des gemeinen Mordes an und verlangen, dass er und sie alle nach dem geltenden strengen Seerecht ohne alles Erbarmen zur Rechenschaft gezogen und bestraft werden.

Unserm Admiral haben wir vorzuwerfen, dass er viel unnötigen Ballast an Bord mitführt. Ganze Ballen Humanität, für die kein Teufel mehr einen Heller bezahlt, Kisten voll verschimmelter Tradition, Marke Dunant und Marke Pestalozzi, also heute ganz

unverkäufliche Ware, dann viele Fässer Mitleid und Erbarmen, Marke Rotes Kreuz, die bekanntlich heute rationiert sind und nur noch gegen visierte Bezugsscheine an reine Arier abgegeben werden. Doch das schlimmste: unten im Kielraum hatten wir viele unnötige Götzen verstaubt, die der Admiral immer nur am 1. August auf Deck hinaufkranen liess und das ganze übrige Jahr für nichts und wieder nichts mit herumschleppt. Denn wozu brauchen wir noch so verschimmelte Wegweiser, wie diesen Tell und diesen Winkelried und den Bruder Klaus und den Schultheissen Wengi, da doch schon ein Bundesrat Ochsenbein zum ganz alten Grümpel gehört. Das waren doch lauter so gänzlich unzeitgemässe Heldengestalten, die ihr Knie nicht beugten vor dem Herzog, oder fromme Einsiedler, die weltfern Gottes Gebote als ihr oberstes Gesetz befolgten! Deren Ruhm und Mannhaftigkeit und echte Frömmigkeit uns höchst unbequem sind! Sie werden uns stets als Vorbilder vorgehalten und nicht nur am ersten August, wozu sich doch solche vermoderte Vorbilder einzig noch eignen. Man erzählt uns naiv, wie sie ihren Weidling, der wirklich nur ein Rettungsboot war und kein stolzer Segler, durch viel schlimmere Stürme ehrenvoll steuerten und jeden herumtreibenden Kaisermörder, Hugenotten, Napoleoniden, vertriebenen Aristokraten und gehetzten Kommunarden und so manchen entthronten König aufnahmen ohne nach irgendwelchem Ausweis zu fragen, nicht einmal nach einem arischen, geschweige denn einem halbarischen!

Man sollte doch endlich auf all diesen unnützen Ballast verzichten. Über Bord damit, unser Segler wird dadurch viel leichter und wird noch viel eleganter über die Wellen dieser verfluchten Zeit tanzen. Und wenn Sie oder unser Admiral etwa meinen, dass er mit dem leeren Kielraum eher umkippen könnte, dann kann man ja noch ein paar tausend mehr von der fünften Kolonne einlogieren, die bekanntlich den arischen Ausweis nicht benötigen, um sich im eidgenössischen Kahn einzunisten.

*

Die Briefe von Hans Schwarz gehen jeweils — wir wissen dies — wie ein Lauffeuer durch das Land. Eines jener Zirkularschreiben soll sogar eine Auflage von mehr als 100,000 erreicht haben. Auch eine Folge unseres heutigen Presseregimes. Das Volk ist eben hungrig nach Ermutigungen, wenn oben der Kleinmut regiert.

«Landschältier», Liestal, vom 27. VIII. 1942.

Die Deportationen.

K ö n i z , den 8. Juli 1944.

An den Schweizerischen Bundesrat, Bern.

Sehr geehrter Herr Bundespräsident,

Sehr geehrte Herren Bundesräte,

Als die deutsche Armee das tschechische Dorf Lidice dem Erdboden gleichmachte, die männlichen Bewohner hinmordete und die Frauen und Kinder in getrennte Konzentrationslager abschleppte, richtete ich an Sie den Appell, gegen diese einer Armee und eines zivilisierten Volkes unwürdige Barbarei feierlich Protest einzulegen.

Damals war die Armee des Amokläufers von Braunau noch im vollen Siegeszug. Als verantwortliche Regierung unseres kleinen, von deutschen Armeen umschlossenen Landes, mochten Sie triftige Gründe haben, meinem Appell, der sicher auch Ihrem menschlichen Empfinden und Ihrer Auffassung von Recht entsprach, nicht Folge zu geben.

Heute hat die wehrhafte Schweiz, die auf allen Fronten geschlagenen Hitlerarmeen nicht mehr zu fürchten. Heute aber geschieht weit Entsetzlicheres als in Lidice. Der greise König von Schweden hat vor wenigen Tagen einen feierlichen Protest eingelegt gegen die sadistische Verfolgung und Ausrottung der ungarischen Juden. Mehr als vierhunderttausend Juden sind nach zuverlässigen Berichten bereits aus Ungarn nach Polen in das berühmte Konzentrationslager von Oswiescin, in Güterwagen ärger als Vieh zusammengepfercht, verschickt und dort ums Leben gebracht worden. Der erste Zug bestund aus 63 Wagen mit Kindern!

Ich bin mir völlig darüber im Klaren, dass es Sie eine sehr grosse Überwindung kostet, mit den Verbrechern, die heute das offizielle Deutschland repräsentieren, noch diplomatische Beziehungen zu unterhalten. Ich weiss auch, dass dies nicht zuletzt im Interesse der Völker, die für die Freiheit Europas kämpfen, notwendig ist, indem Sie dadurch in die Lage versetzt werden, deren Interessen in Deutschland wahrzunehmen. Aber andererseits ist auch Deutschland darauf angewiesen, die wenigen diplomatischen Fäden, die es noch mit der übrigen Welt verbinden, nicht abreißen zu lassen. Jedenfalls darf Sie das nicht hindern, gegen die Abschachtung der ungarischen Juden feierlich Verwahrung einzulegen.

Auch wenn ich mit Ihnen durchaus einig gehe, dass dieser Protest ebenso wenig fruchten wird, wie der Protest des schwedischen Königs, müssen Sie ihn dennoch feierlich notifizieren. Bedenken Sie, dass es nur noch eine Frage von wenigen Monaten ist, dass das Reich des Satans von Braunau zusammenbrechen wird. Dann stehen wir inmitten einer Welt, die genau abwägen und Rechenschaft fordern wird, was jeder Einzelne, vor allem was jede einzelne Regierung getan und nicht unterlassen hat während dieser infernalischen Zeit. Und gerade das mundtot gemachte bessere Deutschland, das es trotz allem noch gibt, wird Ihnen und dem ganzen Schweizervolk danken, wenn Sie jetzt, da es noch Zeit ist, Ihrem

Abscheu Ausdruck geben gegen Taten, die den deutschen Namen für Jahrhunderte mit Schmach und Schande bedecken.

Das ganze Schweizervolk wird geschlossen hinter Ihnen stehen, wenn Sie sich von einer Regierung, mit der Sie aus achtbaren Gründen weiterhin Beziehungen unterhalten müssen, bezüglich ihrer Verbrechen distanzieren.

Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Bundespräsident, sehr geehrte Herren Bundesräte, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Hans Schwarz

Geht in Abschriften an die britische, die amerikanische und die deutsche Gesandtschaft in Bern und an die namhafteren Zeitungen der Schweiz.

Veröffentlicht in der «Nationalzeitung»

Einem grossen Eidgenossen zum Gedenken.

vom 21. Februar 1944.

An den Mauern des Campo Santo von Minusio blühen golden die Forsythien. Strahlend leuchtet die Sonne über die Weiten der Ebene von Magadino und den blau schillernden See. Nur der Wind aus dem Norden fegt zornig durch die flatternden Blätter der Palmen und versucht mit letzter Kraft den Frühling zu verdrängen, der seine sich verkündenden Standarten in Busch und Baum und Hecke pflanzt.

Nur Wenige folgen dem einfachen Sarg, der birgt, was an Eduard Behrens vergänglich war. Doch diese Wenigen kommen aus den entferntesten Gauen Helvetiens, vom Genfer- und Bodensee, vom Rheinfall und aus Basel und Zürich und aus Bern. Sie wissen, dass dies ein ausserordentlicher Tag ist und dass sie einem guten Eidgenossen das letzte Geleit geben. Sie wissen, dass einst das Schweizervolk, wenn die lange Nacht vorbei sein wird, dieses Datum des 17. Hornung 1944 in Stein meisseln wird. Nicht bald, und kaum in unserer Zeit! Man wird noch manchen sechsspännig auf der Lafette zu Grabe fahren, der zaghaft schwieg in der Stunde der Gefahr, als Eduard Behrens, der «Bohemien», zurückkehrte in die bedrohte Heimat, und das Banner mit dem weissen Kreuz im flammend roten Feld aufnahm, das — ach so viele — entmutigt sinken liessen!

Eduard Behrens! Winkelried des geistigen Kampfes um den Bestand der Eidgenossenschaft in drohender Zeit. Wenn kommende Geschlechter diese Blätter unserer Geschichte aufschlagen werden, dann werden sie deinen Namen mit Ehrfurcht nennen und mit der späten Anerkennung, die den wahrhaft Grossen erst auf das Grab gelegt wird! Du hast die Mutigen aufgerufen in der aller schwersten Stunde! Du hast den Zweifelnden die Zuversicht zurückgegeben! Du hast die Schwachen gestärkt und die Hoffnungslosen aufgerichtet! Du hast den Verzicht und den Verrat und die Angst und die Ratlosigkeit in die Schranken gefordert und du hast der Drohung getrotzt und der Verfehlung und der Verleumdung! Ja, du hattest viele Feinde. Aber du hattest auch treue Freunde! Hier, auf deinem stillen Campo Santo von Minusio trauern an deinem offenen Grabe Männer, die sich in der Stunde der Gefahr um dein Banner scharten!

Eduard Behrens! Warner und Prophet! Du hast deine Stimme erhoben, laut, eindringlich, unbelehrbar und eigensinnig, lange bevor das Rollen des Weltbebens unter unsern Füßen dahin zog. Nun ist diese helle, klare und wohlgemute Stimme verstummt für immer. Aber ihr Klang wird noch lange nachhallen bis in späte Zeiten! Fahrender Ritter, einer

der allerletzten einer unritterlichen Zeit! Du warst der Ulrich von Hütten unserer Tage! Wir verneigen uns vor deinem Grab mit dankerfülltem Herzen.

Hans Schwarz

*

Veröffentlicht in der «Nation» vom 13. Dez. 1944.

Soll und Haben — Seilziehen mit einem Arrivierten.

Völlig unerwartet treffe ich ihn nach zwanzig Jahren unter unsern ehrwürdigen Lauben unserer ehrenreichen Stadt Bern. Wir waren zusammen am Gymnasium, und wir wurden in der gleichen Reitklasse der Aspirantenschule vom Adjutant Boner selig angeschnarcht, und wir haben uns seitdem nie wieder gesehen. So lebt man aneinander vorbei in unserer kleinen Republik in den Alpen. Er gehört heute zu den Arrivierten. Er ist Oberst geworden, ein bekannter Jurist, eine Koryphäe der Wirtschaft, eine anerkannte Grösse — verdiensterweise, wer möchte das bezweifeln? Ich wundere mich leicht, dass er darauf besteht, dieses unerwartete Wiedersehen mit einem Glas Veltliner zu begiessen, er, der alles so reichlich hat und nur etwas so spärlich — Zeit. «Gehen wir in den Klötzlikeller, da sind wir zu dieser Morgenstunde allein.» Ich bin einverstanden.

Wir stossen an, und er geht gleich aufs Ziel: «Du schreibst jetzt wieder in die „Nation“. Und du führst eine scharfe Klinge. Zuweilen freut mich, was du schreibst. Aber nur zuweilen! Opposition soll sein. Aber du treibst die Opposition ordentlich weit. Und jetzt ist eigentlich nicht die Zeit dazu. Auch wenn man mit manchem nicht einverstanden ist — auch ich bin nicht mit allem einverstanden — muss man sich etwas an die Kandare nehmen. Mann muss jetzt unsere Regierung stützen. Dir aber brennt über das andere Mal der Gaul durch. Ich weiss, das gefällt dir. Grind voran durch die Märitstände, dass es scherbelt zu beiden Seiten. Im Sattel warst du immer so ein Kalb — entschuldige. Aber im Leben taugt das nichts. Man kann nicht immer nur Sauser sein, einmal muss der Wein sich setzen und klären. Bei dir wäre es nachgerade Zeit. Du schadest nur dir selber. Und schliesslich hast du des Teufels Dank.»

«Deine Anteilnahme rührt mich. Schliesslich warst du stets ein flotter Kamerad. Ich weiss, ich weiss — soweit wie du habe ich's nicht gebracht, lange, lange nicht so weit. Aber ich bin gesund dabei. Du siehst, ich habe kaum schon ein graues Haar, und dir hat's schon derart hineingeschneit. Sicher steckst du deine Zeit mit der Stoppuhr ab, und ich wundere mich, dass ich da mit dir im Klötzlikeller sitzen darf. Alle diese Sitzungen und das viele Geld! Aber trotzdem — ich möchte mit dir nicht tauschen. Ich bin doch noch reicher als du. Mein Kapital ist mündelsicher, keine Inflation kann es mir wegschmelzen und kein Bolschewik es mir enteignen. Dich haben sie gerade damals zum Präsidenten des Verwaltungsrates der

K. J. A.G. gewählt, als ich mit der Zigeunerin von Dombegyhaza den „Tschardas“ tanzte, du, ich sage dir, sie hatte Augen wie Kohlengluten. Und als du Delegierter des Bankrates der Leih- und Sparkasse wurdest, habe ich zusammen mit dem Popen von Topovolat den Husarenhauptmann Popolescu auf seinen Schimmel gepackt, weil er so besoffen war in dieser Mondscheinnacht, dass er den Bügel nicht mehr finden konnte. Und als dich der Bundesrat in die Kommission der Wasserkraftwerke wählte, habe ich die Lady Hamilton zum Schlosstor von Castle Caledon geleitet; sie hatte kastanienrote Haare, wie sie in solch verschwenderischer Fülle nur die Irländerinnen ...»

«Hör doch auf, du Sturm! Du bist immer noch der gleiche Phantast. Da hast du jetzt noch viel davon von deiner Zigeunerin und deinem Hauptmann Popescu oder wie der Saufaus da im Balkan unten hiess. Stelle dich doch endlich positiv zu den Realitäten des Lebens ein. Reisebeschreibungen, ja, das kannst du, aber von Politik verstehst du nichts. Da schadest du mehr als du nützen könntest. Es ist schade um dich, du könntest Positives leisten ...»

«Du, komm mir nicht so nahe vorbei, Herr Oberst; Holz spalten, das liebe ich, das Sägen schon weniger, das ist mir zu eintönig und gleichmassig. Aber so einem astigen Holztotsch eins auf den Gring hauen, das ist ein Vergnügen für mich. Und Hårdöpfel setzen, das verstehe ich und grabe sie auch selbst. Das Heu bringe ich ganz allein ein. Wir Schweizer sind doch alle Bauern. Depossedierte Bauern die meisten. Lass dir einmal so von einem Arbeiterjodlerklub in Winterthur oder Zürich vorjodeln, sie können's so gut wie die Sennen dieser Zeit, die noch das Glück haben, auf der Alp zu leben. Aber wir sind gleich am richtigen Kreuzweg. Du bist also auch für Realpolitik. Das ist aber die kurzsichtigste und die unehrlichste Politik. Sie zahlt sich auf die Dauer nicht aus. Heute erfahren wir's.»

«Ja, willst du etwa behaupten, wir hätten eine unehrliche Politik getrieben? ...»

«Realpolitik jedenfalls. Motta selbst hat es immer wieder betont. Und Motta war und ist noch heute tabu für euch Offiziellen! In unserer uralten Demokratie ist es heute noch für weite Kreise eine Majestätsbeleidigung, wenn man die Mottapolitik nicht als den Stein der Weisen wertet. Und doch musste Pilet gehen, weil er die angebrannte Suppe weiterkochte, statt sie auszuschütten. Nun — keiner kann über seinen eigenen Schatten springen!»

«Wer jetzt Motta angreift, greift das Land an. Das musst du doch einsehen! Haudegen seid ihr alle bei der „Nation“. Hätten wir solche Haudegen als Bundesräte gehabt, wir wären längst im Krieg!»

«Glaubst du? Ich nicht! Und bezüglich der Mottapolitik gilt doch: Errare humanum est perseverare diabolicum — Irren ist menschlich, auf dem Irrtum beharren teuflisch! Und du, Herr Oberst, wirst doch nicht im Ernste behaupten wollen, die Politik einer Grossmacht lasse sich durch Äusserungen einer neutralen Zeitung beeinflussen? Übrigens hatten wir dagegen gute Trümpfe, die gar nicht auszustecken waren.»

«Neutrale Zeitung ist gut! Ihr und neutral! Als sie im vollen Saft standen da drüben und auf dem ganzen Festland weit und breit kein Gegner mehr war, ja, da habt ihr gesündigt wider den obersten Grundsatz unseres Staates und dem Bundesrat Schwierigkeit über

Schwierigkeit bereitet, und ihr habt bisweilen sogar die Sicherheit des Landes gefährdet. Willst du das etwa abstreiten?»

«Jawohl, Herr Oberst, ich streite das rundweg ab. Nur einen deiner Vorwürfe akzeptiere ich: neutral waren wir in diesem Kriege nie! Wir würden uns schämen, einen einzigen Atemzug lang gesinnungsmässig neutral gewesen zu sein! Sogar Herr Motta hat uns da Dispens erteilt. Unser Staat ist neutral und damit basta! Der Bürger ist frei. Ich bestreite gar nicht, dass unsere Einsprachen und Proteste oft unangenehm empfunden wurden auf der Kommandobrücke, ja, vielleicht sogar Schwierigkeiten heraufbeschworen in dieser hinter uns liegenden Zeit. Aber nur auf der einen Seite. Viel grösser war und ist dafür der Nutzen auf der andern Seite. Ja, wir schufen recht eigentlich das allernotwendigste Gegengewicht — zur Mottapolitik. Gib mir doch zu; einflussreiche Kreise waren bei uns bereit, sich mit den anscheinend siegreichen Diktatoren zu arrangieren. Einige in guten Treuen — aus Angst und Schwäche, andere aus wirklicher Sympathie. Dem Grossteil schwebte ein Übereinkommen mit den neuen Herren Europas vor, das zwar die Schweiz nominell bestehen lassen sollte, und sie würden es ganz in der Ordnung gefunden haben, wenn das übrige Europa für tausend Jahre unter den Kommissstiefel gekommen wäre. Waren das etwa nicht naive Phantasten? Und die andern, das waren die Fatalisten und die Egoisten. Die Leute, die erklärten, Widerstand nütze doch nichts, es ginge nur alles kaputt dabei, und wenn schliesslich eine neue Ordnung der Dinge die Begehrlichkeiten der Masse zurückdämme, so könne dieses Regime gar nicht so unangenehm sein! Und diese Einstellung ging mitten durch die obern Schichten und Klassen.»

«Wer war denn nach deiner Meinung überhaupt noch treu, noch senkrechter Eidgenosse? Etwa gerade ihr um die „Nation“, die „Republikanischen Blätter“, den „Nebelspalter“, den „Beobachter“ und so?»

«Treu geblieben ist der einfache Mann in seiner überwältigenden Mehrzahl. Treu geblieben sind die Gewerkschafter, dann ein Grossteil der Klein- und Mittelbauern -- nicht die Grosskopfeten, die man mehr mit dem Mäpplein unterm Arm im «Bürgerhaus» trifft als auf dem Händöpfelacker, nicht die Anbeter vom Heiland zu Grosshöchstetten. Treu geblieben ist die Armee mit wenigen Ausnahmen, treu geblieben ist der grosse Harst der Milizoffiziere — trotzdem gerade die Fröntleroffiziere Hahn im Korb waren. Und den Widerstandsgeist nach unsern Kräften aufrechtzuerhalten, das war unsere Aufgabe, und wir haben sie nach Möglichkeit erfüllt, so viele Knüppel man uns zwischen die Beine warf. Die Regierung aber hat diesen notwendigen Widerstandsgeist und diesen Behauptungswillen weitgehend narkotisiert. Wollen wir die Bilanz ziehen? Du verstehst ja jetzt sicher auch etwas von Buchhaltung. Du wirst dann zur Ueberzeugung gelangen, dass wir, die Opposition, während all dieser Jahre die einzigen Aktiva stellten, mit ganz wenigen Ausnahmen.»

«Nun gut. Aber da kann ich dir obenan ins Haben gleich ein wichtiges Aktivum der von euch so heftig bekämpften Politik Motta einsetzen. Die Rückgewinnung der integralen Neutralität war Mottas grosses Verdienst. Das war vorausschauende Politik, die sich heute auszahlt, etwa nicht?»

«Vielleicht für uns, ja. Vorläufig noch! Aber der Sache des Friedens hat unser Rückzug aus dem Rohbau der internationalen Sicherheit einen schlechten Dienst erwiesen. Wären alle bei der Stange geblieben, alle — auch wir — und hätten alle gemeinsam den Raubzug nach Abessinien gestoppt, dann wäre damals der erste Diktator gestrauchelt und der zweite hätte seinen Amoklauf um das alte Europa nie starten können. Und wie würdelos haben wir uns beeilt, den Raub de jure anzuerkennen. Herr Minister Rüeegg musste damals auf telegraphische Weisung Hals über Kopf zu Ciano, und einige Schweizer Zeitungen schämten sich nicht, in alle Welt triumphierend zu melden, unser Gesandter habe glücklicherweise Herrn Ciano gerade noch auf der Treppe des Palazzo Venezia angetroffen und ihm die frohe Botschaft verkünden können, so habe sie auch der Duce gottlob noch am gleichen Abend erfahren.»

«Natürlich, heute sieht man die Sache mit andern Augen an. Aber damals ...»

«Ich habe sie schon damals genau gleich beurteilt, diese „Sache“, Herr Oberst. Ich habe damals an den Bundesrat und an alle Zeitungen einen Protest gesandt, und einige, nebst der „Nation“, die „Tat“, haben diesen Protest vollinhaltlich veröffentlicht. Die grossen Systemblätter aber haben sich Mottas Ausrede zu eigen gemacht, eine de jure-Anerkennung sei keine moralische Anerkennung, kein Werturteil! Der Negus hat mir danken und mir von da weg regelmässig aus London seine Zeitung zustellen lassen. Heute sitzt er wieder fest auf seinem Thron. So stellt doch wohl mein damaliger Protest — nebst einigen andern — ein kleines Aktivum dar und kommt ins Haben, und die Mottapolitik lastet im Soll.»

«Meinetwegen, aber damals konnten wir eben nicht auftrumpfen ...»

«Wer spricht von Auftrumpfen? Aber Würde bewahren, das hätten wir können. Nicht einmal Mussolini verlangte von uns diesen Kotau. Er kam ihm völlig unerwartet, und sicherlich hat er ihn innerlich mit Verachtung quittiert. Die Sache wiederholte sich dann bei Franco.»

«Nun gut. Aber schliesslich waren wir mittendrin zwischen den zwei grossen Diktatoren und wirtschaftlich auf sie angewiesen. Also war diese Politik doch richtig und kommt ins Haben. Wovon hätten wir sonst leben sollen, besonders nun diese letzten fünf Jahre.»

«Ich storniere deine Buchung. Ja, wir waren auf sie angewiesen. Aber sie waren mindestens ebenso sehr auf uns angewiesen. Mit der Gotthardbahn hatten wir einen ganz sichern Trumpf. Wir brauchten uns gar nichts bieten zu lassen, gar nichts! Die Brenner-Linie? Die ist ja gegen den Gotthard nur ein Tertiärbähnchen mit ihrer grossen Steigung und Einspurigkeit. Wir hätten erklären sollen, fest und unnachgiebig: Wir produzieren für fremde Armeen kein Kriegsmaterial. Pflüge könnt ihr haben, Werkzeuge, Maschinen, Lokomotiven, Eisenbahnwagen, Uhren, Instrumente — aber keine Granaten und keine Kanonen. Und sie würden sich damit abgefunden haben, noch so gerne. Sie würden ihre Pflugfabriken und ihre Werkzeugfabriken zu Munitionsfabriken gewandelt haben, und wir hätten uns durch unsere Weigerung in ein hohes Ansehen vor aller Welt gesetzt, selbst bei den Diktatoren. Und keine schweizerische Firma stünde heute auf den alliierten schwarzen Listen. Zugegeben, auch

Werkzeuge und Lokomotiven sind im weitern Sinne Kriegsmaterial. Aber das hätten wir vertreten können. Niemand würde uns deshalb gram gewesen sein.»

«Nun, das hättet ihr damals verkünden sollen, nicht jetzt, wo der Türk bald vorbei ist.»

«Haben wir getan. In Zeitungsartikeln, in Eingaben an die Behörden. Vor dem Krieg schon und während dem Krieg. Umsonst. Und unsere offizielle Einstellung war ja nur haltbar wegen einer geradezu phänomenalen Rücksichtnahme der Alliierten. Englands vor allem. Aber die Engländer haben den Schuldposten unserer offiziellen Politik unseren Protestschritten gegenüber gebucht und diese stehen noch heute als Aktiva in unserer Bilanz Und dann gibt es noch Sollposten die ganze Seite hinab. Das schändliche Verhalten unserer Fremdenpolizei Zehntausenden von Flüchtlingen gegenüber. Jetzt erst tun wir annähernd unsere Pflicht: die jahrelange Bevorzugung der Fröntler und Harusbuben, die demokratiefeindliche Pressepolitik — ungehinderte Massenverbreitung uns feindlicher in- und ausländischer Erzeugnisse und gleichzeitige Drosselung unserer wenigen mutigen Blätter bis zum Verbot — die schwächliche Haltung gegenüber der fünften Kolonne, die Bevormundung der Telephonradiohörer, die Nichtanerkennung rechtmässiger demokratischer Regierungen bis gestern. Willst du noch mehr? Oder genügt dir das?»

«Das genügt, das genügt! Und ins Haben hast du gar nichts zu setzen? Dass wir bei allen Fehlern so gut durch den Krieg durchkamen bis heute und voraussichtlich bis zum Ende durchkommen werden?»

«Sicher gehört das unserem Bundesrat ins Haben gebucht. Aber nach aussen wiegt doch das nicht, dass wir so gut durchkamen, ganz im Gegenteil: das ist doch die Vorsorge des Hausvaters vor allem für seine Familie, wenn ringsum das Dorf brennt. Die Vorsorge für unser Volk und die möglichst gerechte Verteilung des Lebensnotwendigsten in unserem europäischen Reduit anerkennen wir rückhaltlos. Hier hat der Bundesrat ein grosses Verdienst. Vorab gebührt es dem leider viel zu früh verstorbenen Herrn Obrecht. Aber auch aussenpolitisch setzte sich Obrecht auf die Aktivseite der Bilanz mit seinem unvergesslichen Wort: Wir Schweizer werden nicht wallfahrten gehen! Es wird in die Schulbücher kommen, dieses Wort. Auch Herr Stampfli hat aussenpolitische Aktivposten. Er hat einige Zumutungen aus dem Norden standhaft zurückgewiesen. Auch das buchen wir ins Haben, wenngleich uns seine St.-Jakobs-Rede und auch anderes nicht gefiel. Welch eine stolze Bilanz könnten wir ziehen, wenn wir nur Bundesräte wie unsere beiden Solothurner gehabt hätten. Und natürlich gibt es ausserdem noch ganz schwere Haben-Posten. Sonst wären wir ja längst im Konkurs mit unserer Bilanz. Unser General hat die ganze Sollseite des Sommers 1940 mit der Tagung auf dem Rütli ausgeglichen. Und unser Maquis würde gespielt haben, es ist auch ein grosser Posten ins Haben...»

«Unser Maquis?»

«Ja, unser Maquis! Unsere Anpasser und Quislinge werden einmal einen Schauer über den Rücken fühlen, wie der Reiter über dem Bodensee, wenn alles an den Tag kommt. Sie hätten nichts zu lachen gehabt. Jeder hatte seinen Mann und am ersten Kriegsabend wäre die fünfte Kolonne gewesen! Doch darüber ein andermal — nach dem Kriege!

Behauptest du noch immer, dass wir mit unserer Kritik nur Schaden stiften? Oder anerkanntest du, dass sie ein besonders wichtiger Haben-Posten ist? Sogar die Herren im Kreml behaupten nicht, das Schweizervolk habe gefehlt. Indem wir unsere Stimme immer wieder erhoben, hartnäckig und eigensinnig in all den Jahren der Schmach, haben wir für das wahre Schweizervolk gezeugt, und keine Zensur konnte uns ganz zudecken. Und deshalb ist in der Welt, die morgen über Gedeih und Verderb der Völker entscheiden wird, auch unsere Habenseite in der Bilanz bekannt. Dieses Verdienst lassen wir uns nicht abstreiten durch die Leute, die heute wieder einigen Mut haben, heute, da es nicht mehr gefährlich ist.»

Geplänkel hinter der Linie

Veröffentlicht in der «Nation» v. 10. Januar 1945.

Der Schnörrisender und wir Hirtenknaben.

Zu dieser Attacke hatten wir den Gaul schon lange aufgesattelt. Aber da sich die Götter im radiotischen Olymp ohnehin mit Mühe gegen die erfreulichen Hiebe aus allen vier Ecken Helvetiens zur Wehr setzten, wollten wir in ritterlicher Zurückhaltung keinen neuen Speer in den grausigen Streit tragen. Nun aber ist es an der Zeit, und wenn uns gleich wieder einmal eine offizielle Windmühle in die Quere kommen sollte.

Wir werfen vorweg den Fehdehandschuh hin: Wir gewöhnlichen Feld-, Wald- und Wieseneidgenossen sind mit der Programmgestaltung unserer Landessender unzufrieden. «Unzufrieden» ist gar kein Ausdruck, wir sind wütend, wir sind fuchsteufelswild. Von uns aus kann die ganze bisherige Programmgestaltung der lötige Teufel holen, lieber heute als erst im Horner. «Ja, warum de?» hören wir, uns erstaunt und pikiert über die Brillengläser musternd, die Damen und Herren der vielen Programmleitungen fragen. «Aebe grad darum!» Gerade diese vielköpfigen und vielen Studio-Leitungen. Jeder hat da wieder einmal seinen Landesteil, sein Kantönli, seine wirklich «engste Heimat» zu vertreten, und jeder hat seine besondern Wünsche und hat seine Göttibuebe und seine Protégés, die über z'Tüfels Gewalt einfach einmal vors Mikrophon wollen, und aus dem allem entsteht die tönende Minestra, die uns Hirtenknaben alltäglich vorgesetzt wird als offizielles und einziges und inappellables Programm, vor allem von Beromünster. Fast alle Viertelstunden — wenn's gut geht —, sonst alle zehn Minuten etwas anderes, Kraut und Rüben durcheinander und Schwarzwurzeln und Knoblauch dreingeschnetzelt. Hier gilt wahrlich: Weniger wäre mehr. Doch wir laden unsere höchst betupften Damen und Herren und Programmspengler ein, einmal einen Rundgang zu einigen ganz gewöhnlichen Radiohörern und Konzessionsabonnenten zu machen, gewissermassen unsichtbarerweise oder in einer Verkleidung wie Harun al Raschid unter das Volk zu gehen oder auf die Holzbeige zu klettern und in die Stube zu gucken. Wir bieten uns als Cicerone an, aber wir bitten vorab um Entschuldigung, denn das Volk hat eine gar ruuche und ungehobelte Sprache, und Komplimente wird's rarer geben als Frische Chriesi zum Silvester. Also bitte:

Da sind wir im Schorrgrabenloch beim Stötzlige Chrigel, und draussen schneit's dem Teufel eben, und um den Husegge pfeift es waagrecht. Drin in der Stube stüpft der Chrigel gerade seine Holztrogeln voll Schneestageln unter den Ofentritt und hat kaum einen Blick für das Züsi, das freundlich den dampfend heissen Kaffee hereinträgt. Der Chrigel het «ke guete» nach zehn Stunden im Schwarzwassergraben bei eisiger Bise. Aber so ein heisser Kaffee wirkt schon stimulierend, und das Züsi weiss seinen Chrigeli zu nehmen: «Hock zueche, Chrischte, u trink afa äs heisses Kaffi, u de will dr a chli Musig mache.» Und schnell dreht Züsi den Knopf am Radio auf Beromünster, und aus dem Kasten hören wir die herrliche Jodlerstimme von Gritli Wenger, und der Chrigel ist plötzlich wie ein umkehrter Händschen und lacht über das ganze Gesicht. Und dann kommt ein lüpfiger Ländler, und den Chrigel düechts er sei neue gar nicht mehr müde und könne grad fürfüsslige mit dem

Züsi einen bödele, wenn das üblich und bräuchlich wäre so zmitts in der Woche im Schorrgrabenloch. Aber dann ist's auch schon aus, bevor das Züsi die zweite Kaffeetasche einschenkt. Da hört Chrigel mit Staunen und Unwillen und steigendem Ingrimme die Stimme des Ansagers: «Unsere volkstümliche Viertelstunde mit Jodelliedern vom Gritli Wenger und mit Ländlermusik vo dr Kapelle Gspaltenhorn ist zu Ende. Wir kommen nun zum vierten Vortrag von Herrn Dr. Plöterli im Zyklus «Die Laus im Leben der Völker von der Antike bis zur Gegenwart, unter besonderer Berücksichtigung der *Pediculina capitis...*» Chrigel wird güggelet im Gesicht und setzt die Kaffeetasche auf den Tisch, dass es einen tollen Gutsch nebenausschlinget: «Steil dä Schnörricheib ab! We dä nume die Lüüs all uf sim Gring hätt! Die Himmulandsdonnere, nüt weder ei Schnörrü um dr anger. Steu dr Dütschlandsänder i!» Und Züsi sucht eifrig den Deutschlandsender, und richtig, da ist er, dienstbereit und wohleingespielt auf die Psyche des gewöhnlichen Volkes wie immer: «Und nun, liebe Volksgenossen, etwas leichte Musik: Was euch gefällt.» Und ein Wiener Walzer und ein Tschardas und ein schmelzendes Lied und wieder ein Walzer und dann ein Ländler — so strömt es angenehm aus dem Grossdeutschen Reich über die Ätherwellen trotz der Bise ins gutbernerische Schorrgrabenloch zum biedern Miteidgenossen Stötzlige Chrigel und seinem Züsi, und die Zornesadern des Chrigel glätten sich: «Ggesch, Züsi, we me öppis für ds Gmüet wott, muess me eifach dr Dütschlandsänder iisteue. I ha dr 's jitz scho mängisch gseit!»

Nun, meine sehr verehrten Damen und Herren der Programmleitungen, werden Sie natürlich sagen, es komme nicht darauf an, es jedem Stötzlige Chrigel recht zu machen, sonst könnte man überhaupt nur noch Ländler und Jodel senden, und schliesslich sei man doch verpflichtet, ein gewisses künstlerisches und kulturelles Niveau zu halten. Gut. Wir sind zwar der Meinung, dem Stötzlige Chrigel seine fünfzehn Fränkli seien so gutes Geld wie das vom Fräulein Gütterli, die nur von richtigen Symphoniekonzerten entzückt ist, weil das zum guten Ton gehört, und obgleich sie davon ebensoviel versteht wie Chrigeli. Aber bitte, der Chrigel braucht wirklich nicht massgebend zu sein, obgleich es unter den achtmalshunderttausend Radiohörern viele zehntausend Chrigel gibt. Also, gehen wir mal zum Herrn Doktor Pülverli, einem guten Landarzt, musikalisch gebildet nebenbei. Eben kommt er von seiner schweren Praxis über sieben Emmental-Höger zum Mittagessen, und die Frau Doktor weiss, wie sehr er zur Entspannung ein wenig Musik liebt, und stellt auf Beromünster ein, und richtig ertönen die letzten lieblichen Weisen eines Streichkonzertes, und sehr befriedigt löffelt der Herr Doktor seine Suppe. Aber mit dem letzten Löffel ist auch das Streichkonzert schon zu Ende, und aus dem Kasten hört man die immer gleiche Stimme des Ansagers: «Und nun eine Viertelstunde vor dem Nachrichtendienst hören Sie einen Vortrag von Herrn Redaktor Sowieso: Der Begriff der Pressefreiheit im Rahmen der neuzeitlichen Gesetzgebung, unter spezieller Berücksichtigung des Notrechtes und der ausserordentlichen Vollmachten ...» Und der Herr Doktor seufzt: «Stell ab, Beatrice! Dass si no bim Mittagässe immer müesse rede. Lue ob si bim Dütschlandsänder öppis Vürnünftigs hei.» Die Frau Doktor dreht den roten Knopf, und richtig, beim Deutschlandsender «hei si

öppis Vürnünftigs): «Zur Ausspannung, liebe Hörer, etwas Wiener Musik. Ein Walzer von Johann Strauss.» Und der Herr Doktor isst mit Appetit die ganze Monatsration Spaghetti und stellt fest: «Bim Dütschlandsänder hesch immer öppis Nätts, gäll, Beatrice! Mi ma doch zum Zmittagässe nid Problem wälze.»

Aber gehen wir weiter, meine Damen und Herren, zmitts hinein in die ehrwürdige Stadt Bern und auch noch grad zur Mittagszeit am folgenden Tag. «Mach chli Musig, Käthi», sagt der eidgenössische Beamte Graduse zu seinem Frauli, und zerschneidet das einzige, schön braun gebratene Kotelett. Und gleich tönt's aus dem Kasten: «Die neue Hadernverbrennungsanstalt mit Fernheizung, sowie auch die Erweiterung der Kloakenanlagen...», und der sonst so korrekte eidgenössische Graduse schmeisst das Messer auf den Tisch: «Steu da Sänf ab, Käthi! Die donners Sauniggle, zum Zmittagässe serviere die eim a Kloakenanlag. Pfui Tüfel, jitz freut mi das ganze Gotelett nüt meh! Steu dr Dütschlandsänder i uf da länge Wälle.»

Diesmal, meine sehr verehrten Damen und Herren, geht's etwas in die Berge, ganz obsi, auf dreitausend Meter, zu unsern Soldaten. Zerstörerdetachment Hornpass. Ja, ja, das wilet sich, bis man da droben ist, und es ist schon spät am Abend. In der engen Baracke liegen sie auf den Pritschen oder hocken herum und tubacken, und vier jassen am wackligen Tisch. Da chäret einer: «Machit chli Musig, Wachmeister.» Und der Wachtmeister schaltet Beromünster ein: «...immerhin ist zu sagen, dass andererseits die Erhöhung des Durchschnittseinkommens, wie es sich nach der amtlichen Statistik ...» Die Dätel fahren von den Pritschen auf: «Steu das Chaub ab, da Schnörri, da blöd Cheib! Steu dr Dütschlandsänder i, Köbu!» Und eilig dreht der Wachtmeister am Knopf, und mit Vergnügen saugen alle an den Pfeifen, denn lieblich tönt die liebliche Stimme der sentimental Urschel vom Wachtposten Belgrad: «...und sollte dir ein Leid gescheeehn, bei der Lateerne werd ich stehn...» Und dann folgt ein rassiger Marsch und ein Liebeslied und ein Schuhplattler und wieder ein Marsch, gerade das, was in Gottesnamen unsere Dätel lieben und alle Dätel von Stavanger bis nach Tobruk und von Nowgorod bis zur Biscaya.

Aber, bitte, meine Damen und Herren, wenn Ihnen das noch nicht genügt, kommen Sie mit nach Winterthur. Eben kommt der Maschinenschlosser Winkler heim und hat den ganzen Tag an der Drehbank gestanden, und sein Frauli nimmt ihm den Mantel ab, und lieblich tönt es aus dem Zimmer von leichtbeschwingter Musik. «Eh, das isch jitz nätti Musig, Berthy! Isch das dr Dütschlandsänder?» — «He nei, Kari, dasmal nid. Das isch Beromünschter.» — «Was du nid seisch! Süschnorrede si doch geng um die Ziit. Was git's z'Nacht, Schätzeli?» — «Für di het's no chli gwärmte Surchabis, Kari, u es Schnäfel Speck. Mir hei Röschi.» — «Eh du härzigs Chrabeli, Surchabis u Spack u de no so nätti Musig!» Armer Kari, mit der ersten Gablete Surchabis ist die nette Musik auch schon zu Ende: «Und jetzt, liebe Hörer, kommen wir zu zwei Kurzvorträgen von Fräulein Doktor Hutterli: Die Ernährung des Säuglings im dritten Lebensmonat, und von Herrn Sektionschef Läbschmal vom Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement: Die Rationen bei uns im Vergleich zu den kriegführenden Ländern und andern Neutralen...» Da haut der Winkler Kari seine Faust

auf den Tisch: «Dräi um, Berthy! Steu Sottens i, vielleicht schnorre si dert einisch nid!», und gleich meldet sich Sottens: «... et maintenant, chers auditeurs, une causerie agricole de monsieur Biensage...» Und wieder haut der Kari auf den Tisch: «Steu dr Dütschlandsänder i, die verdammte Schnörricheibe soll mer dr Hobel usblase!»

Und nun, meine verehrten Damen und Herren, noch einen letzten Besuch. Noch rasch zum Grossmüetti Wanzenried im Stöckli zu Ufligen. Sie lismet seit dem Nachtesen und, wie das Kätheli hereinkommt, muss es den Radio andrehen. «Soll i Beromünschter istelle, Grossmüetti?» Und Grossmüetti lismet eifrig weiter: «He probier, aber we si de nume lafere, so steu de grad dr Dütschlandsänder i.» Und richtig: si lafere, si lafere, si lafere! Dr Lehrer Chneubühler vo Hintergrätlige redt vo de Beieli, und dann kommt der Radioreporter Steissume mit seiner alle Welt interessierenden Reportage über die neue Trolleybusgarage Züri, Kreis siebenezwängg, und die Sportvorschau vom Sportdedaktor Stüpfli, und dem Grossmüetti geht die Geduld aus: «Steu dr Dütschlandsänder i, Kätheli, mi wird ganz sturm vo dem Glafer!»

Damit, meine Damen und Herren, wäre unser Rundgang beendet. Glaubt aber nicht, dass wir euch einige Missgelaunte besonders herausgesucht haben. Geht in jedes zweite Haus, in dem sie eure Wellen einfangen, und ihr werdet etwas erleben! Wir haben auch diesen Rundgang nicht angetreten, um etwas Lustiges zu erzählen. Uns ist es dabei bitter ernst. Denn die Sache hat auch ihre politische Seite und hatte sie ganz besonders in den letzten Jahren. Der dienstbereite Deutschlandsender kennt seine Pappenheimer. Und zwischen der lieblichen Musik kamen während Jahren die Sondermeldungen aus dem Führerhauptquartier mit Fanfarenstössen und kamen politische Ansprachen und Sentenzen und kurze Nazi-Merksprüche, und der Schorrgrabenloch-Chrigel und der Doktor Pülverli und der eidgenössische Beamte Graduse samt den Däteln auf dem Hornpass und dem Grossmüetti zu Ufligen und dem Winkler-Kari in Winterthur hatten eben gerade den Deutschlandsender eingestellt, um eurem ewigen «Glafer» zu entrinnen, und nun hörten und hören sie auch die ihnen erst abwegig erscheinenden, bald aber zur Gewohnheit werdenden und zuletzt überzeugenden Propagandasprüche, eingebettet in liebliche Wiener Walzer, die ihr so spärlich sendet, und die leichte Musik, mit der ihr so geizet, und mit ihnen hörten das Hunderttausende von Schweizern. Und da wundert ihr euch, dass junge, unreife, tatenlustige Bürschchen zu Nazis wurden, und da wundert ihr euch, dass Leute mit uralten Schweizer Namen rudelweise vor unsere Kriegsgerichte als Landesverräter kamen und heute zu Hunderten unsere Zuchthäuser bevölkern! Ja, ja, ihr alle, meine Damen und Herren der tit. Programmkomitees oder Vorstände oder wie ihr euch betiteln mögt, ihr seid daran nicht ganz unschuldig. Was habt ihr denn einer zersetzenden Propaganda entgegengestellt? Den langweiligen Senf vom Doktor Gusteli über die Blattlaus und ihre Bekämpfung, was jeder selbst nachlesen kann, der Blattlüs hat, und den Sermon des Schulmeisters Jegerli über die wirklich gleichschaltende Hulligerschrift und das Geplätscher des Fräuleins Chrüseli «von der ersten Nähnaedel bis zur elektrischen Nähmaschine» und den Bruch von Agronom Pflushti «das Stallager für nähige Kühe». Und wenn Sie es nur glauben wollten, meine

Damen und Herren, dass all Ihre Weisheitskrämer an der grossen Masse von uns Hirtenknaben vorbei ins leere Weltall hinaus schnorren, den wir haben ja längst auf den «Dütschlandsänder» eingestellt!

Und noch ein Intermezzo. Die Alliierten befreien Paris, das Herz der Welt, die Hauptstadt unserer grossen Schwesterrepublik. Und unser Nachrichtendienst hat das dem Volk der Hirten mitgeteilt — ohne alle Verzögerung — erstaunlicherweise! Was erwartete man da? Dass zur Begrüssung dieses welthistorischen Ereignisses, eingebettet zwischen zwei Strophen der Marseillaise, ein wirklich einmal berechtigter Kurzvortrag eines Kenners dieser ersten Stadt der Welt folge. O wir naiven Hirtenknaben — wir kennen unsern Beromünsterklepper noch lange nicht! Nein, da meldet sich irgendein Dr. Schnäuzli mit dem weltbewegenden Thema: «Der Sieg über — den Wurmfortsatz»! Bitte, lieber Leser, lies das selbst nach im Programm der betreffenden «Radiozeitung». Und wenn die Welt unterginge — jetzt haben unsere Beromünster-Chläuse ihren Blinddarmanfall und — das Programm muss eingehalten werden! So wendig seid ihr, ihr Herren vom Studio Bern, oder sooo neutraaal!

Jetzt möchtet ihr wohl wissen, wie man es besser machen könnte? Wir sind zwar nicht Leute vom Fach, aber wir können es euch dennoch verraten. Kurz und bündig. In euren Komitees sitzen zu viele Schulmeister. Wir meinen nicht die ehrenwerten berufsmässigen Lehrer, vor denen wir alle übliche Hochachtung haben. Nein, wir meinen eben die Schulmeister, die gar nicht Lehrer zu sein brauchen, die belehrungsbesessenen Schulmeister aller möglichen Berufe. Die alle Forschungsgebiete vor dem Mikrophon durchkämmen wollen. Das Volk will aber gar nicht durch euch belehrt sein! Es fragt eurer tausendfältigen Fachsimpelei einen blauen Teufel nach! Es will für sein Geld Unterhaltung, und damit basta!

Ihr werdet nun behaupten, dass euch dies eure Möglichkeiten zu sehr beschneide. Ihr hättet vielseitige Interessen und tausend Wünsche zu berücksichtigen. Wir aber sagen euch: es ist nicht nötig, dass jeder Dr. Mägerli und jedes Fräulein Dr. Tüpfi ihren Weisheitskram vor dem Mikrophon ausbreiten. Es ist nicht nötig, dass jeder Gemischte Chor von Bünzlishausen uns ankrächt, weil der Töchterchor Strüssligen auch schon im Studio aufmarschieren durfte und der Frauenchor Zopfigen voriges Jahr zugelassen wurde. Und auch der Feuerwehrchor Brändlishofen soll Hause bleiben, niemand wird ihn vermissen und die Blechmusik von Bassligen auch nicht. Sie haben drei Sender zur Verfügung und damit alle Möglichkeiten. Symphoniekonzerte, Opern klassische Musik — selbstverständlich, aber gleichzeitig nur auf einem Sender und auf einem andern volkstümliche Musik und Lieder. Vorträge, Bücherbesprechungen, Reportagen — jawohl, aber gleichzeitig auf einem andern Sender leichte Musik. Wirtschaftschronik, amtliche Mitteilungen, Wochenrückblicke — meinetwegen, aber gleichzeitig auf einem andern Sender volkstümliche Musik. Dann haben wir Hirtenknaben und konzessionszahlenden Untertanen keine Veranlassung, immer das, was wir brauchen für z'Gmüet, aus dem Grossdeutschen Reich zu beziehen.

Und zum Schluss: Es ist eigentlich erstaunlich, was wir uns für ein billiges Programm bieten lassen bei alljährlich emporschnellenden Einnahmen, die das Radio verzeichnet. Bis vor kurzem war um zehn Uhr abends Emissionsschluss, und man brauchte den Vorwand, fremde Flieger könnten sich nach unsern Sendern peilen. Aber die Schwaben selbst senden seit Kriegsbeginn Tag und Nacht. Man hält das Volk für sehr leichtgläubig und — sehr dumm. Also: Emissionsschluss frühestens um Mitternacht. Wir sind doch keine Krähwinkler, die um zehn Uhr die Decke über die Löffel ziehen.